

Mord im
**BANKHAUS
LINDSTRÖM**



KRIMINALROMAN
VON
HANS HUAN

Edition Zulu-Ebooks.com

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

Mord im Bankhaus Lindström

Kriminalroman von

Hans Hyan

Nach der Originalausgabe der
Deutschen Buchvertriebs- und Verlagsgesellschaft,
Berlin-Düsseldorf 1949

Der alte Martin brachte den Tee in das Arbeitszimmer des Konsuls.

„Das gnädige Fräulein möchte Herrn Konsul sprechen, ehe der gnädige Herr ins Büro geht.“

Die hohe, breitschultrige Figur des Konsuls reckte sich, er sah den Diener forschend an.

„Was sagte denn meine Tochter, weshalb sie ...?“

„Das gnädige Fräulein meinte nur, sie müßte Herrn Konsul auf jeden Fall vorher sprechen.“

Indem kamen leichte Schritte durch das Nebenzimmer, und zwischen den dunklen Samtportieren erschien die blonde Marion, des Konsuls einzige Tochter.

Sie blieb einen Augenblick stehen und sah mit ihren schönen Augen aufmerksam zu ihrem Vater hin. Da spürte er, daß sie ihm wirklich Wichtiges mitzuteilen hatte.

Der alte Martin war geräuschlos gegangen; der Konsul breitete seine Arme aus ...

Dieses Mädchen da war der Mittelpunkt seines Daseins. Er selbst, schon in den Fünfzigern, hatte das Leben genossen; er war reich, besaß Macht und Einfluß, er hätte nicht gewußt, was er sich noch wünschen sollte. Aber diese Tochter, seine Marion, mit ihren einundzwanzig Jahren, war für ihn Einsatz und Gewinn seines Lebens zugleich. Er liebte sie, nicht nur wie Väter ja meistens ihre Töchter lieben – sie war ihm Weib und Kind zugleich. Den Gedanken, sie zu verlieren, dachte er überhaupt nicht aus.

Sie war verlobt mit einem Künstler, einem berühmten und wertvollen Menschen, und sie hing gewiß mit Liebe und Leidenschaft an dem erwählten Mann. Aber ihre Verbundenheit mit dem Vater konnte durch nichts übertroffen werden.

Das alles fühlte Rudolf Lindström mit jedem Nerv, und davon war seine Seele erfüllt, als Marion zu ihm trat, ihre Arme um seinen Hals legte, wie sie es schon als ganz kleines Mädchen getan hatte, und sich von ihm auf die Wange küssen ließ.

„Ja, ich muß dich sprechen, Papa“, sie zauderte sekundenlang; dann ging ein Ruck durch ihren schlanken Körper:

„Ich kann mich nicht verloben ... ich kann einfach nicht, Papa.“

Ein Lächeln irrte um seinen bärtigen Mund, als er fragte:

„Seit wann hat meine Marion solche Launen?“

Sie schüttelte ihr blondes Haupt:

„Das sind keine Launen ... das ist ...“, sie fand das Wort nicht, „das ist ...“ Sie hob die Schultern: „Das ist wahrscheinlich ... mein Schicksal ...“

Jetzt war das Kopfschütteln an ihm:

„Wie alt bist du, Marion?“

„Einundzwanzig, Papa.“

„Ich weiß es ja, aber ich frage doch ... Ihr jungen Menschen von heute lebt von lauter Entschlüssen; für euch gibt es immer nur ein Entweder-Oder. Jede Schwierigkeit heißt bei euch ‚unmöglich‘. So ist doch das Leben nicht! ... Wenn du mir gesagt hättest: du kannst dich *heute* nicht verloben, das würde ich begreifen. Wenn jemand noch nicht das volle Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einem anderen Menschen hat ...“

Aber Marion verneinte:

„Das ist es ja nicht, das ist es ja nicht, Papa! Mein Gefühl für Stefan bleibt sich immer gleich. Ich liebe ihn so, wie eine Frau einen Mann lieben muß, wenn sie ihm angehören soll. Ich habe Verlangen nach seiner Nähe und nach seiner Person, und ich weiß ganz genau, daß ich glücklich sein werde, wenn ich ihn heirate ...“

Die schönen blauen Augen blickten unbeirrt auf ihren Vater:

„Nein, das ist es wirklich nicht, es ist etwas ...“

Mit einem tiefen Atemzug, als nähme sie einen Anlauf, um ein unüberwindliches Hindernis zu nehmen:

„Es ist etwas in meinem Leben, das ich ihm nicht sagen kann ... nein, auch dir nicht, Papa ... worüber ich nicht sprechen kann, wenigstens nicht, ehe ich mir nicht ganz klar geworden bin ... über den eigentlichen Vorgang ...“

„Aber Marion, das ist doch das reine Rätselraten!“ Er versuchte absichtlich, einen leichten, scherzenden Ton beizubehalten. „Du sagst, es ist etwas geschehen; aber was geschehen ist, das sagst du nicht; gleich darauf: du weißt selbst nicht, ob etwas passiert ist, was dich hindert, dich mit Stefan zu verloben. Wer soll sich denn da herausfinden!“

Marions Gesicht wurde ernster und trüber:

„Ich weiß es nicht, Papa, ich bin mir ja selbst nicht klar darüber, was ich tun muß, um von dieser furchtbaren Last frei zu werden. Du weißt, ich habe ein heiteres Naturell, mir liegt nichts ferner als Kopfhängen und Grübeln; ich will gar nicht unglücklich sein! Leben will ich! Gesund sein und lachen! ... Aber das weißt du doch auch, Papa, man kann nicht immer, wie man will. Vielleicht ... kann ich nur in der Entfernung von dir das tun, was ich muß.“

Sie wandte sich ab und ging an das Fenster; dort zog sie die üppigen Stores beiseite und blickte hinaus in die neblige Morgenfrühe der Allee, in der die Villa Lindström zwischen anderen Landhäusern reicher Leute inmitten eines großen Gartenlandes lag.

Der Konsul hatte sich in dem Ledersessel zurückgelehnt und sagte zärtlich und eindringlich, wie manchmal in früheren Jahren, wenn Marions Widerspruchsgeist sich regte:

„Du weißt, Liebling, ich kann dir ernstlich nichts abschlagen. Aber weil du meine Schwäche dir gegenüber kennst, hast du auch die Pflicht, mich nicht vor Entscheidungen zu stellen, bei denen ich dir einfach nicht nachgeben kann. Das mußt du doch einsehen, daß du heute, am Morgen deines Verlobungstages, wo alles vorbereitet ist, wo wir hundert Gäste erwarten, nicht plötzlich sagen kannst: ‚Ich verlobe mich nicht!‘“

Marion war zu ihm getreten, hatte den Arm um seinen schon etwas ergrauten Kopf gelegt und setzte sich nun, wie sie es als Kind oft getan hatte, auf des Vaters Knie:

„Du hast ja recht, aber ...“ Sie schwieg.

„Aber ...?“ fragte er.

Sie blickte ihn zweifelnd und unsicher an, endlich sagte sie:

„Ich verspreche dir, nichts zu überstürzen ... Ja, ich werde mich verloben, heute abend ... nicht, weil ich diese Verlobung wünsche, aber ... das sehe ich ein, und darin gebe ich dir recht, ich hätte Stefan meinen Entschluß schon früher mitteilen sollen ... das war ein doppeltes Unrecht ... Ich habe ihm verheimlicht, was er wissen muß, und ich habe ihm nicht einmal gesagt, daß ich nicht die Seine werden kann, wenn dieses Unglück ...“

Sie drückte ihre schmalen Hände an die Augen, als wollte sie aufschluchzen, aber sie weinte nicht. Im Gegenteil, ihre Stimme und ihre Muskeln wurden fester und straffer. Sie beugte den Kopf:

„Ich muß dahinterkommen, Papa, und du kannst dich auf mich verlassen, daß ich das, was mir heute, jetzt so unfäßbar ... so unergründlich erscheint, daß ich das herausbekomme und daß ich mich von allem freimache.“

Sie drückte seinen Kopf fest und leidenschaftlich an ihre Wange, und da er weiter fragen wollte, wehrte sie ab:

„Nein, nein, ich kann dir jetzt nichts sagen, heute nicht und morgen auch nicht ... Du darfst mich auch nicht fragen.“

Der Fernlautsprecher schnarrte. Dann kamen aus dem Apparat die Worte:

„Herr Generaldirektor wollen doch bitte sofort in die Bank kommen, es ist eingebrochen worden!“

Überrascht fragte der Konsul:

„Bei uns ... in der Bank ...?“

Er hatte den Lautsprecher abgestellt und den Hörer ans Ohr genommen:

„Matschunke, Sie sind es ... nun sagen Sie doch ...! Nein, ich komme sofort herunter ... den Doppelschlüssel zum Tresor, ja, den bring' ich mit ...!“

Er legte den Hörer fort, wandte sich zu der gespannt aufhorchenden Tochter:

„Was sagst du dazu, Marion ...! Ja, ich ruf' dich gleich an, von der Bank aus ...“ Der Konsul war jetzt schon ganz in seiner Bank und mit dem Einbruch beschäftigt. „Und im übrigen, Marion, ich komme früh nach Hause heute, da können wir ja alles noch einmal in Ruhe durchsprechen ... und du bist meine vernünftige Tochter ... nicht wahr, du siehst, in diesem Augenblick ... da weiß ich wirklich nicht, wo mir der Kopf steht ...“

Der alte Martin war hereingekommen, hatte seinem Herrn Mantel und Hut gebracht, und der Konsul war aus dem Zimmer, ehe Marion noch viel fragen konnte. Sie war auch so beschäftigt mit ihren eigenen Gedanken, daß ihr dieser Einbruch, der sie sonst gewiß interessiert hätte, im Augenblick recht bedeutungslos erschien.

Es gab ja eine Versicherung und auch die Polizei. Marion war es von ihrem Vater gewöhnt, daß er jede Sache schnell und praktisch erledigte.

Nachdenklich ging sie wieder hinüber in ihr Zimmer.

Im Schneenebel eines Wintermorgens, der sich langsam erhellte, ging der frühere Kriminalinspektor und jetzige Privatdetektiv Doktor Splitterricht durch die Flinsberger Straße nach seiner am Harlemer Platz gelegenen Wohnung. Zehn Schritt vor ihm, im Morgendämmer verschwimmend, trugen zwei Telefonarbeiter ein schweres Kabel, und der Doktor-Kommissar, der in Gedanken versunken dahinging, erschrak etwas, als der vordere von den beiden Arbeitern aufschreiend mit dem halben Leibe im Straßenpflaster versank. Sein Kollege sprang hinzu und zog den Mann im blauen Kittel aus dem Loch. Im Verein mit dem Detektiv betrachteten beide voll Erstaunen den Einbruch in der Pflasterung. Es hatten sich eigentlich nur die mosaikartig festgeklopften Granitbrocken neben den großen Trottoirsteinen etwa einen halben Meter gesenkt. In dem entstandenen Loch aber sah man zerbrochene Bretter und Hölzer, die den Steinbelag noch stützten. Als sich nun die beiden Arbeiter mit ein paar hinzukommenden Kollegen daran machten, wurde bald ein unterirdischer Gang bloßgelegt, der, wie ein Bergwerksstollen abgesteift, unter der Erde entlangging.

Doktor Splitterricht trat mit einem leisen Lächeln an den Bord der breiten Straße. Das Haus, vor dem man sich befand, war ein großes Industriegebäude, das in seinen oberen Etagen Wohnungen enthielt, während in den unteren Stockwerken sich nur Geschäftsräume befanden. Das Erdgeschoß und den ersten Stock bewohnte das Bankhaus Lindström – diese Feststellung zauberte ein mephistophelisches Lächeln auf Doktor Splitterrichts Gesicht. Er legitimierte sich den durcheinanderredenden Arbeitern gegenüber und forderte sie auf, hier an der Stelle zu bleiben, bis er von einem Telefongespräch zurückkäme. Dann eilte er nach dem Harlemer Platz, trat in einen Telefonkiosk und ließ sich mit dem Polizeipräsidium verbinden.

„Die Abteilung IV, bitte, Fräulein ...! Kommissar Starkmann ... jawohl, hier Splitterricht. Sie müssen schnell mal herunterkommen, Herr Kollege, nach der Flinsberger Straße neun. Mit ein paar von Ihren Leuten, ja ... es handelt sich um ein ganz groß angelegtes Verbrechen ... wie? ... ja, Bankraub ... Bankhaus Lindström in der Flinsberger Straße neun ... das Straßenpflaster ist unterminiert. Die Leute sind offenbar unter dem Straßenniveau durch die Hausmauer in den Tresorkeller gedrungen ... richtig, ja! ... Ich sichere den Tatort bis zu Ihrer Ankunft.“

Der Detektiv hängt ab und nahm gleich die zweite Verbindung zu der Privatwohnung des ihm gut bekannten Oberregierungsrats Henderson, des Leiters der Abteilung IV. Auch den verständigte er von seiner Entdeckung und entschuldigte sich wegen des frühen Anrufs – es war kurz nach sieben Uhr.

„Aber ich bitte Sie, liebster Doktor“, klang es von der anderen Seite, „wir sind Ihnen doch sehr dankbar ... es ist ja so merkwürdig, daß Sie immer schon da waren, wenn wir erst hinkommen ...“ – sie lachten beide, – „in einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen.“

Als Doktor Splitterricht zurückkam, hatten die Telefonarbeiter den Gang schon ein ganzes Ende weiter bloßgelegt. Die Flinsberger und die Straße am Harlemer Platz schnitten sich hier. Den Schnittpunkt bildete das Bankhaus. Der Eingang zur Bank befand sich an der Flinsberger Straße. Doktor Splitterricht stieg nun auf die etwa zwei Meter tief liegende Gangsohle hinab. Den Revolver in der rechten, seine Taschenlampe in der linken Hand, drang er zuerst nach links vor und kam etwa drei Meter weiter an das Ende des Stollens und an ein Loch in der Hausmauer,

durch das er sich nur schwer hindurchzwängen konnte. Er befand sich jetzt, wie der helle Lichtstrahl seiner Lampe zeigte, in einer Art Schornstein, in dem er sich kaum bewegen konnte. Kein Zweifel, das war ein Luftschacht!

Splitterricht kroch vorläufig wieder durch das Mauerloch in den Gang zurück und ging in gebückter Haltung durch ihn hindurch bis zu seinem rechten Ende. Auch hier stieß er auf ein Loch in der Hausmauer, durch das er in den Heizungskeller hineinblickte. Er wollte sich eben weiter orientieren, als er Stimmen in seinem Rücken hörte und, sich umdrehend, den Kommissar Starkmann sah, der ihm neugierig mit der elektrischen Laterne ins Gesicht leuchtete.

„Ah, Sie sind der Kriminalpolizei wieder um eine Nasenlänge voraus, Herr Doktor!“

„Leider“, meinte Splitterricht bekümmert, „ich habe wirklich selber genug zu tun. Aber ich kann doch beim besten Willen an so einer Sache nicht vorbeigehen.“

„Waren Sie schon da drin?“ Der Kommissar deutete auf das Loch in der Mauer, durch das Splitterricht im nächsten Augenblick verschwand. Der Beamte folgte ihm. Das erste, was sie sahen, war ein gewaltiger Berg weißen Sandes – der Rauminhalt des Stollens, den die Einbrecher mit großer Mühe herausgeschafft hatten. Da lag noch der Eimer, den der im Stollen stehende Schränker ein Mal um das andere mit der Erde füllte, um ihn jedesmal dem hinter der Mauer im Heizkeller stehenden Komplizen durch das Loch hindurchzureichen.

„Ein tolles Stück Arbeit“, sagte der Kommissar, „woran die Herrschaften wahrscheinlich tagelang geschuftet haben! Den Sand und die Bruchstelle haben sie immer wieder mit Kohlen bewerfen müssen ... es konnte ja doch jemand hier reinkommen, wenngleich die Stelle im Keller ziemlich abseits liegt ...“

Die beiden leuchteten nun den Keller in allen seinen Gängen ab. Sie besichtigten die Heizung, das recht komplizierte System der elektrischen Schalter für die Beleuchtung des großen Hauses und kamen so durch mehrere Gänge an die Tresorwand.

„Von hier aus ist nichts zu machen gewesen, das haben die beiden Ganoven sofort gesehen. Der Tresor besteht aus einer zollstarken doppelten Stahlwand, der Zwischenraum ist mit einer Mischung von Beton, Kalk und Kiesel, sogenanntem Eisenmörtel, ausgefüllt. Kein Bohrer und kein Schneidebrenner kann dagegen an.“ Kommissar Starkmann betrachtete die Wand interessiert, er sah deutlich, wo die Einbrecher das Material des Tresors auf seine Festigkeit geprüft hatten. „Nun bin ich bloß gespannt, ob und wie sie reingekommen sind.“

„Das will ich Ihnen sagen“, nickte Splitterricht, „darum sind sie ja durch die Hauswand, unterm Trottoir durchgekommen, dann wieder durch die Hausmauer und an den Tresor, aber von der Schmalseite her ... da liegt nämlich der Luftschacht.“

„Woher wissen Sie denn das?“

Das stille Leuchten, das über das meist unbewegliche Gesicht des Detektivs lief, ärgerte den andern. Er dachte bei sich: Du alter Besserwisser, zaubern kannst du doch auch nicht!

„Woher wissen Sie denn das, Herr Kollege?“

Aber Splitterricht antwortete nicht. Er ging zurück, kroch durch die Mauer, wobei ihm der Kommissar auf dem Fuße folgte, glitt den Gang entlang und kam durch die jenseitige Maueröffnung in den Luftschacht hinein. Hier war nur sehr wenig Raum. Herr Starkmann konnte ihm nicht folgen. Er hörte nur, wie Splitterricht meinte:

„Es ist so, wie ich dachte: der Luftschacht ist von außen durchbrochen, dann haben die Leute

die Anker, die in der Luftklappe den Durchlaß zum Tresor schützen sollen, mit dem Schweißbrenner beseitigt und der Dünnere ist reingekrochen ... Das werden wir beide kaum fertigkriegen, Herr Starkmann ... Wir müssen warten, bis die Leute von der Bank mit den Schlüsseln kommen.“

Auch Starkmann sah sich in dem engen Gemäuer um, dann gingen sie beide zurück, kletterten aus dem Gang auf die Straße und kamen eben recht, um Oberregierungsrat Henderson zu begrüßen, der gerade aus seinem Auto sprang.

Der Hausportier hatte inzwischen den Generaldirektor und Hauptaktionär des Bankhauses Lindström, Konsul Lindström, angeläutet und ihm mitgeteilt, was geschehen war. Auf dessen Geheiß war er im Auto zu dem nahe wohnenden Kassenboten Matschunke gefahren, der den einen Schlüssel zum vorderen Bankeingang in Verwahrung hatte. Den anderen Schlüssel nahm der Lehrling Winter abends mit nach Hause, um sich am nächsten Morgen Punkt acht Uhr mit Matschunke vor dem Bankgebäude zu treffen. Die beiden Leute konnten nur gemeinsam die Eingangstür zur Bank öffnen. Allerdings befanden sich die Duplikatschlüssel zum Eingang im Gewahrsam des Generaldirektors selbst.

Matschunke und Alfred Winter kamen eben. Sie öffneten die Tür und ließen den Oberregierungsrat, den Kommissar Starkmann, zu dem jetzt noch seine Untergebenen, Wachtmeister Vogel und Assistent Nebeltau, gestoßen waren, und den Doktor Splittericht in die Bank eintreten. Dann fuhr der Lehrling Winter nach der Markenstraße zum Hauptkassierer Hermann Reese.

„Wann kommt Herr Reese gewöhnlich ins Geschäft?“

„So um halb neun, Herr ...“

Splittericht sah auf die Armbanduhr: es waren zehn Minuten bis acht.

Das Banklokal lag nur eine Stufe über dem Niveau der Straße, auf der sich jetzt, da es schon heller geworden war und der Verkehr der zur Arbeit eilenden Menschen wuchs, Publikum ansammelte, das voller Neugier herandrängte. Von der nächsten Wache wurden mehrere Sipos herbeibeordert, die die Straße im Umkreis absperreten.

Wenn man in den Schalterraum der Bank eintrat, lagen rechts die sich weit hinziehenden Einzelschalter, vor denen sich das Publikum aufhielt. Es standen da Tische zum Schreiben, Sessel und Stühle und an der linken Wand mehrere große Lederbänke. Links vom Eingang führte eine Holzterrasse mit geschnitztem Eichenholzgeländer in den Tresor hinab. Der Treppeneingang war offen. Unten kam man in einen kleinen Vorraum und dann an die Tresortür selbst, die, gleich einer mächtigen Stahlwand, den Zugang zu diesem Mammut-Kassenschrank versperrte. Das Buchstaben-Stellschloß war nach besonderer Konstruktion gearbeitet. Niemand außer dem Konsul Lindström und dem Hauptkassierer Reese kannte die Zahlenfolge des Stellschlusses, die obendrein alle Woche einmal geändert wurde.

„Es ist ganz unmöglich“, meinte Herr Henderson, „in diesen Tresor einzudringen. Denn selbst wenn man die Schlüssel hat, so muß man doch immer noch die Stellziffern wissen.“

Doktor Splitterricht nickte, und wieder irrte jenes seltsame Lächeln um seine Lippen.

„Man hätte nur an den Luftschacht denken müssen, der doch eigentlich, wenn man so will, recht überflüssig ist.“

In diesem Augenblick trat der Generaldirektor des Bankhauses Lindström, Konsul Lindström, in den Vorraum des Tresors und begrüßte, mit besorgtem Blick die Tresortür musternd, die Herren von der Behörde. Mit Herrn Henderson war er seit langem befreundet. Er schüttelte den Kopf:

„Ich kann es mir doch gar nicht denken, lieber Herr Oberregierungsrat ... unter der Straße lang und durch die Hausmauer ...? Ist denn so etwas möglich?“

„Ja ...“ Der Oberregierungsrat strich den kurzen grauen Schnurrbart. „Es muß wohl sein, Herr Konsul. Eben sagte Doktor Splitterricht noch ... übrigens, darf ich vorstellen: Herr Doktor Splitterricht – Herr Konsul Lindström ... ach, die Herren kennen sich?“

Der Bankier reichte dem Detektiv die Hand:

„Ich habe viel von Ihnen gehört, Herr Doktor! Und gerade in diesen Tagen hatte ich vor, Sie in einer Sache um Ihren Rat zu bitten ...“

Der Detektiv verbeugte sich:

„Ich stehe immer zu Diensten, Herr Konsul!“

Der Oberregierungsrat lächelte verbindlich:

„Ja, aber der Doktor hat recht: an den Luftschacht im Tresor hätte man denken sollen ... der ist ja total überflüssig ... Wenn einer, der hier was zu suchen hat, hineingeht, so bleibt die Tresortür offen und er kriegt Luft von außen. Und wenn einer eindringt, der nichts darin zu suchen hat, dann hat man eigentlich nicht notwendig, für Luftzuführung zu sorgen ...“

Konsul Lindström stellte jetzt die Scheiben-Kombination des Stellschlusses an der Tresortür auf die nur ihm und dem Hauptkassierer bekannte Stellziffer ein und drehte das Handrad einmal. Dadurch wurde eine kleine Nische in der Außenpanzerung frei, und der Bankier erklärte dem Leiter der Kriminalpolizei: das sei die sogenannte Lafette. Dahinein täte man diesen Schlüssel, er holte aus einem kleinen Lederetui ein unwahrscheinlich kleines, flach-sichelartiges Instrument hervor, das er nun in die Vertiefung einpaßte.

„Sie sehen, lieber Herr Oberregierungsrat, ein Schloß gibt es hier eigentlich überhaupt nicht, wenigstens nicht an der Oberfläche der Tür. Das Schloß ist eingelagert in die hintere Panzerung. Erst die zweite Umdrehung des Handrades“, er legte seine Hand auf das Rad, „führt den Schlüssel mit der Lafette in das versteckte und so doppelt geschützte Patentschloß ... wenn ich jetzt das Rad noch eine halbe Drehung machen lasse, dann ist das Schloß offen, und gleichzeitig schiebt sich die hundert Zentner schwere Doppeltür selbsttätig auseinander.“

Er ließ seinen Worten die Tat folgen und trat dann mit dem Kassenboten Matschunke, der neben ihm stand, in den Tresor. Aber die beiden Männer prallten zurück, der Kassenbote schrie laut und Konsul Lindström griff nach dem blanken Stahl der Gittertür. Hinter den beiden reckten die Kriminalbeamten voller Neugier die Köpfe.

Was zuerst ins Auge fiel in diesem von automatisch aufflammenden Lampen erhellten Raum, waren nicht die aufgebrochenen Safes, auch nicht der Extraschrank, an den Konsul Lindström besonders gedacht hatte, weil gestern abend noch anderthalb Millionen in barem Gelde darin lagen – was so kraß ins Auge fiel und die Beschauer mit Entsetzen erfüllte, war der Mensch, der mitten im Raum tot auf dem Teppich lag.

Ein junger, großer und schlanker Mann in eleganter Kleidung. Der lag, die Arme verkrümmt und die Hände zu Fäusten gekrampft, lang ausgestreckt, das Gesicht nach unten, auf dem hellen Fußbodenbelag. Neben ihm lag die ausgebrannte Diebslaterne.

Kommissar Starkmann trat heran. Seine beiden Untergebenen folgten ihm.

„Drehen Sie mal den Mann um, Vogel!“

„Jawohl, Herr Kommissar!“ Und der Oberwachtmeister Vogel, ein wahrer Goliath, gegen den sich ein Verhafteter nur selten wehrte, nahm den doch schweren Menschen wie eine Puppe vom Boden auf und legte ihn auf den Rücken:

„Er ist schon ganz steif, Herr Kommissar.“

„Ja“, sagte der und sah bald den Wachtmeister, bald den Verbrecher an, „wie ist mir denn, Vogel? Das ist doch der ehemalige Leutnant, unser alter Freund Zalewski?“

Der Wachtmeister Vogel war im Kriminaldienst ergraut, er kannte die meisten der gewerbsmäßigen Einbrecher. Und nickte einsilbig:

„Ja ... Zalewski.“

„Na, na, reden Sie mal 'n bißchen, lieber Vogel, wenn's auch schwer fällt! ... Seit wann ist denn der wieder draußen, der Zalewski?“

„Sechs Wochen.“ Und Wachtmeister Vogel schwieg abermals.

Lächelnd sagte der Kommissar, zu dem Generaldirektor und seinem Chef gewendet:

„Der Wachtmeister Vogel weiß mehr als wir alle, aber er sagt es nicht ... 's muß hart kommen, wenn er mal vier Worte hintereinander sprechen soll. Was, lieber Vogel?“

Aber der Wachtmeister beantwortete auch diese Frage nicht. Er hatte sich niedergebeugt, hatte den toten Einbrecher durchsucht und die Brieftasche aus dem modern geschnittenen dunklen Tuchjackett genommen. Dann zog er aus der hinteren Hosentasche links eine Pistole und aus der rechts eine zweite, beides Brownings, heraus. In den Seitentaschen steckten ein an der Kette hängendes Schlüsselbund, ein Taschentuch und eine Handvoll zerknittertes Papiergeld.

„Das ist alles, was der Tote bei sich hat?“ fragte Starkmann.

Der Wachtmeister bückte sich noch einmal, nahm eine fein ziselierte Uhr aus der

Westentasche des Toten, steckte sie ebenfalls zu sich. Dann hob er den Toten wieder hoch, als hätte er gar kein Gewicht, und legte ihn genau so nieder, wie er ihn gefunden hatte.

Inzwischen war der Polizeifotograf gekommen und die übrigen Herren der Mordkommission. Jetzt traten alle zurück, um Platz für den Fotografen zu schaffen. Eine große Lichtlampe wurde angeschlossen. In der weißblendenden Helle sah das Gesicht des toten Einbrechers wie Marmor aus.

Ein Reporter, der erste, der, Gott weiß woher, schon von dem Bankdiebstahl gehört hatte, stellte sich vor und übersah freundlich die kühlen Blicke, die ihn kaum willkommen hießen. Er ließ es sich auch nicht anfechten, als Herr Lindström deutlich sagte:

„Wir sind genug hier unten ... Sagen Sie mir bloß, lieber Oberregierungsrat, was bedeutet das?“

Der hob die Achseln, zeigte mit dem Finger auf den Geldschrank:

„War viel Geld darin?“

„Anderthalb Millionen Mark ... und was da drüben in den Einzelsafes“, er zeigte nach dem Metallschrank, der eine Kombination vieler, jetzt brutal aufgerissener Safefächer war, „was da drin gelegen hat, das wissen nur unsere Tresorkunden ... da kann es noch ganz nette Zivilprozesse geben ...“

Konsul Lindström schwieg. Er ging an den kleinen, aber ganz modernen Kassenschrank, dessen beide Schlösser mit dem Fernholzbrenner wie mit einer Schere aus der Stahlplatte herausgeschnitten waren ... Dicht neben dem Schrank lag die Brennlampe, ein Erzeugnis modernster Konstruktion, und daneben eines jener schweren Lederetuis, in denen die kleinen Staubsaugermodelle transportiert werden. Hier hatte dieser glänzende Beutel zum Transport zweier Eisenflaschen gedient, und Herr Henderson verbreitete sich eben über ihren Zweck: sie seien mit dem modernen Disu-Gas gefüllt gewesen, mit dem der Fernholzbrenner gespeist würde. Eine ganz neue Erfindung, die das Mitschleppen der großen Sauerstoffballons überflüssig mache.

In einer Art Trance sah der Bankier die Menschen und die Gegenstände in dem hell erleuchteten Tresorraum an sich vorüberhuschen. Der Verlust der anderthalb Millionen, die Sonnabend von der Reichsbank hereingeholt waren, um heute, am Letzten des Monats, den Ultimobedarf einer Kleinbahn, der Hauptkundin der Bank, zu decken, war gewiß schmerzlich. Doch die Diebstahlsversicherungen seiner Bank waren so ausreichend, so durchaus unanfechtbar, daß für die Firma auf keinen Fall ein allzu großer Verlust entstehen konnte. Nein, was den Konsul so schwer bedrückte, was in ihm diese widerwärtige Empfindung hervorrief, als schmecke er Blut, das war der tote Mensch dort vor ihm auf der Erde. Und in dieses grausige Bild mischte sich ein anderes. Er hörte die Stimme seiner Tochter, die ihn bat: „Du darfst mich jetzt nicht fragen, Papa, ich kann heute nichts sagen!“ – Was verbarg sich hinter dieser Weigerung ...? Die Furcht vor einem Menschen ...? Aber wer durfte seinem Kinde etwas anhaben ...? Hatte sie selbst etwas Unrechtes begangen? – Nein, er kannte Marions stolze, freie Seele! Hatte sie etwas getan, was unrecht war, so hätte sie auch den Mut gefunden, es einzugestehen.

„Was ist nun eigentlich hier vorgegangen, meine Herren?“ wiederholte der Konsul seine Frage.

In diesem Augenblick kam noch jemand die kurze Treppe herab und drängte sich zwischen

den Beamten durch. Herr Henderson ging ihm entgegen und sagte vorstellend:

„Sanitätsrat Rangower, unser Polizeiarzt.“

Ein kleiner, nicht sehr adrett gekleideter Herr von fünfzig Jahren mit buschigem Schnauzbar, der einen schwarzumrandeten Kneifer vor die Augen drückte, sofort die grüne Decke wegzog und, neben dem Toten in die Knie gehend, den Körper und das Gesicht musterte.

Er fühlte flüchtig den Puls, behorchte die Herzgegend und sagte mit heftiger Stimme:

„Herzschlag ... gar kein Zweifel“, er lauschte nochmals an der Brust, „sogenannter Betriebsunfall ...! Is mausetot, der Mann!“

Herr Henderson schüttelte ungläubig den Kopf.

„Aber wieso ...? Wie soll er denn – hier 'n Herzschlag gekriegt haben?!“ Doktor Rangower sprühte ordentlich vor Sarkasmus: „Das is ganz einfach! Arbeiterrisiko bei der Nachtschicht, Herr Oberregierungsrat!“

Henderson schien ärgerlich, aber er überwand seine Verstimmung und meinte nun seinerseits ironisch:

„Natürlich! Wer so befreundet ist mit dem Herrn Tod wie Sie, Doktor, der muß ja alle Scheu vor ihm verlieren!“

Der Sanitätsrat Rangower stand auf und drehte sich um:

„Danke bestens! Übrigens kann ich hier weiter nichts tun ... kommt ja später zur Obduktion, der Knabe, habe heute auch noch zu viel anderes vor!“

Und er ging, ohne sich um irgend jemand zu kümmern, durch den Kreis der Herren und verschwand auf der Tresortreppe.

Der Oberregierungsrat lächelte und wollte den Sanitätsrat, der im übrigen ein ganz vorzüglicher Arzt wäre, entschuldigen. Doch Konsul Lindström sah mit zerstreutem Blick an den Anwesenden vorbei:

„Mich entschuldigen Sie wohl auch für eine Weile, lieber Henderson ... ich muß mich erst wieder ein bißchen zusammenfinden. Außerdem warten meine Herren oben auf mich mit der Post ...“

Und er ging langsam die Treppe hinauf nach den Bankräumen.

Dort stand er noch und sprach ein paar Worte mit dem Vorsteher der Wechselkasse, als die Eingangstür förmlich aufgerissen wurde und ein großer, gebückt gehender Herr unsicheren Schrittes schnell hereinkam. Der Mann war leichenblaß, und als er eben den Hut abnahm, sah man das dichte weiße Haar, das unordentlich um den Kopf hing. Sein Winterpaletot stand offen, in der Eile und Aufregung hatte er sogar vergessen, die Krawatte zu binden, deren beide Enden herabhingen.

Konsul Lindström trat ihm entgegen:

„Aber lieber Herr Reese! Um Gottes willen, was ist denn mit Ihnen?!“

Der Hauptkassierer konnte nicht sprechen. Der Konsul nahm ihn unter den Arm und begleitete ihn die breite Treppe hinauf, die in die obere Etage der Bank führte.

„Ich kann es ja verstehen, lieber Freund, daß Sie sich darüber aufregen, aber schließlich trifft Sie doch keine Schuld. Es ist natürlich ein Unglück für die Bank und für jeden von uns ... das obendrein noch ein Menschenleben gekostet hat ...“

Nichts weiter als ein trockenes Schluchzen kam aus der Kehle des Hauptkassierers.

„So beruhigen Sie sich doch nur ...! Wollen Sie vielleicht wieder nach Hause fahren, lieber Reese? Wir kommen auch so aus ... außerdem habe ich schon an Ostermann telegraphiert, der seinen Urlaub natürlich unterbrechen muß ... Ich erwarte ihn heute noch.“

Der Hauptkassierer sah seinen Chef aus verstörten Augen an:

„Anderthalb Millionen Mark ... anderthalb Millionen ... und die Schlüssel ... die Schlüssel ...“

Er machte sich vom Arm des Generaldirektors los und lief fahrig mit seiner langen mageren Gestalt den Korridor hinab, der nur gedämpftes Licht aus den Deckenlampen erhielt.

Der Konsul war stehen geblieben und wartete auf den Lehrling Winter, der beflissen näher trat:

„Herr Reese hat sich furchtbar aufgeregt, als er es hörte. Ich dachte schon, er würde ohnmächtig werden. Fräulein Gertrud kommt auch gleich.“

Der Konsul nickte:

„Es ist gut, Winter, gehen Sie man an Ihre Arbeit.“

Der junge Mensch verneigte sich in dem Gefühl seiner Wichtigkeit. Nachher, während der Frühstückspause, da würde er den Kollegen, die sonst immer auf ihn herabsahen, als wenn er gar nichts wäre, mal was erzählen!

Indem kam Gertrud Reese. Sie war ein Mensch, auf den man sich verlassen konnte. Hermann Reeses Tochter war schon ein paar Jahre in der Bank tätig und jetzt Privatsekretärin des Generaldirektors. Der Konsul kannte sie von Kind auf, er nannte sie heute noch „du“ und „Trudchen“, so daß sie von jedem in der Bank „Fräulein Gertrud“ gerufen wurde.

„Papa ist schon oben?“ fragte sie. „Ach, Herr Konsul, er hat sich entsetzlich aufgeregt, als der Winter kam. Und war schon so fruchtbar niedergedrückt ... Willis wegen ...“

Der Konsul sah sie fragend an, sagte aber nichts. Sie gingen nebeneinander den breiten Korridor hinauf. Der Plüschläufer dämpfte das Geräusch ihrer Schritte, und dem Konsul war, als ob dieser matt erhellte Gang sich in schattenhafte Angst und Unsicherheit verlor.

Rudolf Lindström konnte nicht weitergehen. Ganz unmöglich, daß er jetzt mit diesem zerbrochenen Menschen, dem Reese, über das Verbrechen sprach. In dieser Stunde war er nicht wie sonst imstande, Mitgefühl für andere aufzubringen. Er suchte selbst nach einer Seele, die ihm helfen und ihn stützen konnte, Er sah Gertrud mit einem langen Blick an und wandte sich rückwärts:

„Ich muß noch einmal nach unten ... geh du zu deinem Papa und sieh, daß du ihn ein bißchen beruhigst.“

Das Mädchen bewegte die vollen Lippen, als wollte sie etwas erwidern, aber dann nickte sie nur und ging weiter den Gang entlang.

Kommissar Starkmann war mit Wachtmeister Vogel und Assistent Nebeltau um die Ecke nach dem Harlemer Platz gegangen. Sie wollten durch den zweiten Eingang des Hauses über den Hof in den Heizkeller. So blieben Herr Henderson und Doktor Splitterricht allein im Tresorraum.

Sie hatten auf zwei Hockern Platz genommen, und der Chef der Kriminalpolizei steckte sich noch eine von den schweren Zigarren an, die er entgegen dem Rat seines Arztes vornehmlich dann gern rauchte, wenn eine besonders schwierige Aufgabe seinen Geist beschäftigte.

Doktor Splitterricht war der Vertraute des ungemein rechtlichen und tüchtigen Henderson gewesen, solange er im Kriminaldienst stand. Als es ihm mit den Jahren immer schwerer wurde, sich in den Beamten-Rangstaat einzuordnen, litt es ihn nicht länger bei der Behörde. Sein Ruf war auch in Privatkreisen so groß, daß er als Detektiv das Zehnfache seines Beamtengehaltes verdiente. Dabei zog ihn die Kriminalpolizei noch jetzt bei besonderen Gelegenheiten gern zu Rate.

Die Herren saßen eine Weile schweigend beieinander. Zarte blaue Wolken zogen von der großen Zigarre des Oberregierungsrates durch den Raum, bis Splitterricht auf einmal sagte:

„Wenn ich nur wüßte, wieso der Zalewski ’n Herzschlag gekriegt hat ...“

„Wird ’n Herzfehler gehabt haben, lieber Doktor!“

Splitterricht nickte:

„Ganz recht, Herr Oberregierungsrat ... möglich ist das schon ... aber so herzleidende Leute wenden sich selten einem so anstrengenden Beruf zu ... haben auch meist gar nicht die Energie, die dazu nötig ist ... Ich kann mir nicht helfen, Herr Oberregierungsrat, an der Sache stimmt etwas nicht ...“

Kommissar Starkmann kam ohne seine beiden Helfer wieder herunter in den Tresor.

„Was sagen Sie dazu, Herr Starkmann ... ich meine, zu dem Herzschlag des Zalewski?“

Starkmann zuckte die Achseln:

„Was soll man da sagen! Der andere hat ihm vielleicht ’ne Pille gegeben, hat ihn beerben wollen, konnte die anderthalb Millionen alleine gebrauchen!“

Splitterricht schüttelte den Kopf:

„Ausgeschlossen. Sie kennen doch unsere schweren Jungen ebenso gut wie ich selbst, Herr Kollege. Aber Sie denken vielleicht nicht so an das psychologische Moment bei der Tat. Wenn so ein Mensch an seine doch unerhört schwierige Aufgabe herangeht, dann erfüllt ihn das ganz und gar! Daß er dabei auch noch einen so raffiniert ausgeklügelten Mordplan wälzen soll – nein!

Übrigens hätte Doktor Rangower das ohne weiteres festgestellt ... müßte auch ein ganz besonders tückischer Geselle sein, der Täter! Nein, hier liegt irgendeine Kombination vor, die, das will ich offen gestehen, mir vorläufig selber ganz rätselhaft ist.“

Der Doktor-Kommissar stand auf und ging nachdenklich beobachtend durch den engen Raum. Er kam dabei an einem kleinen Tisch vorbei, der neben dem Geldschrank stand. Auf der polierten Platte befand sich ein handgroßer Wasserfleck ... Wie kam er dahin?

Splitterricht ging zu den beiden Herren zurück. Er sagte kein Wort.

Herr Henderson blickte fragend zu Kommissar Starkmann hin, der in seiner unbekümmerten Weise mit einem halben Lachen erwiderte:

„Na, ich habe jedenfalls meine beiden Helfer zu der ‚schwarzen Alma‘ geschickt. Die hat die alte Zachowsche Kaschemme in der Boyenstraße, und da werden wir vielleicht Husaren-Albert finden. Das war der beste Freund von Zalewski. Das heißt, sie haben sich mal um ein Mädel gegenseitig halbtot geschlagen. Wer weiß, ob das Husaren-Albert dem da“ – er deutete mit der Stiefelspitze auf den bedeckten Leichnam – „nicht noch nachträglich hat eintränken wollen.“

Doktor Splittericht war sichtlich anderer Meinung.

Starkmann meinte rasch und nicht allzu höflich:

„Na, eine Erklärung haben Sie doch auch nicht, Herr Doktor?“

„Nein, aber ich werde sie finden, Herr Kollege ... Sie verzeihen, Herr Oberregierungsrat, ich will mir nur einmal die oberen Räume ansehen.“

In der Liguster-Allee in Westend, nahe dem großen Rondell, das mit seinem Alpenrosenschmuck und den gewaltigen Fliederhecken im Frühsommer das Entzücken der ganzen Gegend ist, lag die Villa des Konsuls. Heute war in dieser so stillen Gegend ein emsiges Kommen und Gehen. Lieferanten aller Art brachten Blumen und Eßwaren für die Verlobungsfeier der einzigen Tochter.

Marion Lindström stand im Erker ihres kleinen Musiksalons und blickte auf die winterliche Straße hinaus.

„Gnädiges Fräulein ...“

Marion sah sich rasch um:

„Ja, Annette, was ist denn?“

Eine Zofe, ungewöhnlich hübsch mit ihren dunklen Locken und Augen, war eingetreten.

„Ach, Fräulein Marion“, die Zofe sah sich besorgt um, obwohl niemand im Zimmer war, und sagte ganz leise:

„Ich habe wieder einen ... einen Brief ...“

In das schöne, helle Oval der Blondinen kam ein Ausdruck, als erstarrte sie zu Eis:

„Ich will ihn nicht ...! Ich nehme keinen Brief mehr an!“

„Was soll ich denn aber damit machen, gnädiges Fräulein?!“

„Zerreißen! Verbrennen!“ kam es zwischen den weißen Zähnen hervor. „Ich will das nicht mehr! Ich kann nicht!“

„Aber, Fräulein Marion ...!“

„Nein! Geh weg ...! Scher dich ...!“

Annette wollte ängstlich geduckt aus dem Zimmer. Da war Marion an ihrer Seite und streichelte der um einen Kopf Kleineren das dunkle Gelock:

„Du kannst ja nichts dafür, Mädchen ...! Gib mir den Brief ...! Gib her ...!“

Sie nahm den Umschlag aus bläulichem Überseepapier:

„Auch wieder per Post ... natürlich ...! So ein Schuft! Immer auf Schleichwegen ... hinten herum. Also geh, Annette ... und ...!“ Die Bankierstochter drückte den Finger an die Lippen.

„Du wirst nicht mehr viel solche Briefe bringen ... einmal versieht er's doch, der ...“

Sie riß den Umschlag auf, und lesend winkte sie der Zofe zu gehen.

Marion stand noch am Fenster und sah hinaus. Vor ihrem inneren Auge kamen drüben Stefan von Wieland und ihr Vater die Straße herauf. Die beiden gingen Arm in Arm, plaudernd und lachend ... Sie sah sie beide so deutlich, den geliebten Papa und ihren Stefan ... Stefan war nicht so sehr viel jünger als der Vater; der Konsul hatte schon die Fünfzig überschritten, aber er sah aus, als wenn er in der Mitte der Dreißiger stünde. Stark, gefestigt und durch und durch gesund war er mit seiner breitbrüstigen, gerade gewachsenen Gestalt. Und stark und fest waren auch die Züge von Stefans durchgeistigtem Angesicht.

Und ihn, den Mann, an dem ihr ganzes Herz hing, sollte sie aufgeben, ihren Stefan nicht mehr

sehen, seine liebe warme Stimme nicht mehr hören ...! Vielleicht nie mehr an seiner Seite gehen, wenn der Frühling kam, wenn es wieder grün wurde und die Vögel in den Büschen sangen ... Was war dann ihr Leben noch? Wofür sollte sie dasein, welchen Sinn sollte ihr Leben noch haben, wenn sie ihm nicht mehr gehörte ...?! Ach, das, was sie für Stefan empfand, das war nicht nur Liebe, das war viel, viel mehr! Ein schrankenloses Vertrauen, ein Fest-an-ihn-Gebundensein für alle Zeiten ... Und doch wollte sie ihn verlassen? – Nein, sie wollte nicht ...! Niemals ...! Weshalb denn ...? Weswegen? Hatte sie sich denn etwas vorzuwerfen –? Einmal in ihrem Leben war sie leichtherzig gewesen, und das viel mehr aus Interesse und Mitgefühl mit dem Menschen, der ihr wertvoll schien, als aus irgendeinem anderen Grunde ... Sturm der Sinne? Ach, nichts davon!

Sie hatte den Mann, der damals in ihr kaum achtzehnjähriges Leben trat, ja noch gar nicht kennengelernt! Hatte ihn für einen feinen Menschen gehalten, dem sie helfen sollte. Dann, nach jenem Tage, an dem er plötzlich alle Hüllen abwarf von seiner grenzenlosen Schlechtigkeit, als tödlicher Abscheu gegen ihn in ihr aufwuchs, da war es zu spät. Seitdem hatte er sie in der Hand und ließ sie nicht wieder los ...

„Wenn du mir auch deinen Körper nicht gibst, deine Seele habe ich, und die halte ich fest! Die lasse ich nicht wieder!“ hatte er einmal gesagt. Und er hatte Wort gehalten. Mit der Zeit aber war die Kraft, sich gegen ihn zu wehren, immer mehr von ihr gewichen.

Als sie Stefan kennenlernte, hatte sie geglaubt, jetzt würden seine Liebe und die ihre stark genug sein, diese Sklavenkette zu sprengen. Aber auch das war nur ein schlimmer Irrtum gewesen. Ganz das Gegenteil war eingetreten. Dieser Erbärmliche hatte mit ihrer Liebe zu Stefan eine neue Zange, mit der er sie festhielt und peinigte.

Aber heute, wo aus der freien Wahl ihrer Liebe zu Stefan ein Verlöbnis, ein Verspruch fürs Leben werden sollte – heute mußte sie sich wehren ...! Sie mußte alle ihre Kraft zusammennehmen und die Kette zerreißen, an der der erbärmliche Mensch sie festhielt ... Wie sie das anfangen sollte, wußte sie noch nicht ... Sie fühlte nur die Unmöglichkeit, ihren Liebsten weiter zu belügen, als Braut und bald als seine Frau an seiner Seite zu leben, immer gepeinigt von der abscheulichen Furcht, daß Stefan eines Tages alles erführe.

Aber sie fand nicht die Kraft, dem Liebsten ihr Herz zu öffnen. Sie fürchtete, Stefan in dem Augenblick zu verlieren, in dem sie offen zu ihm redete. Denn er war ein seltsamer Mensch. Er hatte oft genug gesagt, daß er ihr schrankenlos und bis zum Letzten vertraue, aber daß er eine Täuschung von ihr auch nicht ertragen könne ... Konnte sie ihm trotzdem die Wahrheit eröffnen?

Marion drehte sich um und sah ins Zimmer. Sie hatte in ihrem Rücken ein Räuspern gehört; die Zofe war wieder da und meldete, daß ein paar Lieferanten Fräulein Marion durchaus selbst sprechen wollten.

„Ja, Annette, ich komme!“

Das klang froh und zuversichtlich. Marion ging hinüber in den hohen Festsaal. Sie traf mit einigen Geschäftsleuten notwendige Dispositionen, half bei der Aufstellung der Blumen, ordnete an und sah überall nach dem Rechten. Schließlich war sie ganz eifrig dabei, und am Ende kam's ihr vor, als müsse sie mit dem Mut und der Kraft ihrer Jugend das Schicksal meistern, als könne keine Niedertracht ihrer Liebe etwas anhaben.

In dem Privatbüro des Konsuls, einem großen, viereckigen Raum, der ganz in dunkler Eiche getäfelt und möbliert war, lag die Dämmerung des Winternachmittags, gleich jener grauen Angst und Sorge, die des reichen Mannes Herz umklammert hielten.

Der Konsul hatte in tiefem Nachdenken hinter dem Ebenholzschreibtisch gesessen. Jetzt ging er dem Doktor Splitterricht entgegen, wobei er die starken Deckenlichter einschaltete.

„Ich habe Sie zu mir gebeten, Herr Doktor, weil ich das größte Vertrauen zu Ihnen habe ...“

Splitterricht wollte etwas erwidern, aber der Konsul hob leicht die Hand ...

„Das ist keine Floskel! Ich kenne Sie aus Ihren Arbeiten, und ich weiß, daß Sie, was ich für unendlich schwer halte, bei all der ernsten Unnachgiebigkeit, die Ihr Beruf nun einmal erfordert, daß Sie dabei immer menschlich fühlen und Mensch bleiben. Das führt mich zu Ihnen, Herr Doktor, das gibt mir den Mut und das Vertrauen, mich an Sie in einer schlimmen Angelegenheit zu wenden ... Vielleicht hätte ich das heute noch gar nicht getan, obgleich ...“, der Konsul zögerte, „obgleich gerade heute etwas eingetreten ist, was ich, ich will nicht sagen, erwartet, nein, vor dem ich mich schon lange geängstigt habe.“

Und da ist nun heute diese schreckliche Diebstahlgeschichte noch dazugekommen. Der tote Mensch da unten im Tresor ... das war ein Anblick ... ich kann Ihnen nicht sagen, Herr Doktor, wie mich das erschüttert hat ...“

Der Konsul bot aus einem getriebenen Silberkasten, der auf der schwarzen Ebenholzplatte stand, dem Detektiv eine Zigarre an.

„Sie rauchen nicht, Herr Doktor ...? Ich leider desto mehr ... Wir Geldmensen müssen ewig hetzen und jagen ... ganz ohne Stimulans halten da die Nerven nicht durch.“

Er zündete die Zigarre an dem elektrischen Apparat an und tat ein paar lange Züge.

„Ich möchte Sie vorerst einmal fragen, Herr Doktor, ob Sie inzwischen etwas herausbekommen haben, was irgendwie Licht in die Angelegenheit bringen kann?“

Doktor Splitterricht antwortete nicht gleich. Es wurde ihm schwer, diesem sowieso gequälten Manne noch mehr und besonders das zuzumuten, was er selbst auf dem Herzen hatte.

„Herr Konsul, ich muß und will Ihnen das Ergebnis meiner Untersuchungen gleich zu Anfang sagen. Ich glaube, wenn jemandem etwas für ihn schwer, sehr schwer zu Ertragendes gesagt werden muß, dann soll man ihm diesen bitteren Trank sofort, mit einem Male, nicht tropfenweise, geben.“

Der Konsul richtete sich in seinem Sessel hoch empor, als wollte er dem Stoß, der ihn treffen sollte, die Brust zur Abwehr bieten:

„Ich bitte Sie, Herr Doktor, ohne jede Rücksicht auf mich oder irgendwelche andere Personen die volle Wahrheit zu sagen oder wenigstens das, was Sie dafür halten.“

Splitterricht nickte und sprach klar und mit langsamer Betonung:

„Der Einbrecher, den wir unten im Tresor gefunden haben, ist nicht am Herzschlag gestorben. Er ist das Opfer eines Komplizen ... der hat ihn vergiftet ...“

Herr Lindström blickte überrascht auf:

„Wieso ...? Woher wissen Sie das, Herr Doktor?“

Der Detektiv antwortete nicht, er fuhr fort:

„Und der den Zalewski vergiftet hat, der ist zweifellos ein Mitglied Ihrer Bank, Herr Konsul!!“

Das hatte Konsul Lindström nicht erwartet.

Er nahm sich sehr zusammen, aber er konnte das Zittern seiner Lippen und das nervöse Spiel der Hände nicht verbergen. Seine Stimme klang mühsam, als er fragte:

„Und darf ich Sie bitten ...“

Der Doktor-Kommissar nickte:

„Jetzt, da Sie das Wichtigste wissen, Herr Konsul, möchte ich Ihnen der Reihe nach erzählen, was ich bei meinen Untersuchungen festgestellt habe.“

Es fiel mir vor allen Dingen das auf, was wir Kriminalisten, dem Rotwelsch der Verbrecher folgend, die ‚Annonce‘ nennen. Die ‚Annonce‘ ist das Auskundschaften der Gelegenheit zum Diebstahl, die genaue Beobachtung von Zeit, Ort und Menschen und insbesondere der Plan der internen Örtlichkeit, wo der Einbruch verübt werden soll.

Das war in unserem Falle von besonderer Wichtigkeit. Von außen sieht ein Haus wie das andere aus, das Gebäude Ihrer Bank unterscheidet sich nicht wesentlich von den Nachbarhäusern. Aber es hat zwei Eingänge von verschiedenen Straßenseiten. Der eine Eingang liegt auf der Seite, die gleichzeitig den Publikums-Eingang Ihrer Bank enthält. Der andere Eingang geht von der Straße am Harlemer Platz in Ihr Haus hinein.“

Der Konsul nickte.

„Und zwar“, fuhr Splitterricht fort, „führt dieser zweite Eingang über einen kleinen Hof zur Hintertreppe. Diese führt hinauf zu den Wohnungen. Die Bank hat zu ihr einen zweiten Ausgang in der ersten Etage. Wesentlich ist die Treppe für unsern Fall, weil sie auch hinabführt in den Heizkeller, den die Einbrecher als Operationsbasis benutzt haben. Von dort haben sie die Hauswand durchstemmt, so daß sie in der Flinsberger Straße unter dem Trottoir herauskamen. Dann haben sie einen vier Meter langen Gang unter dem Straßenniveau gegraben und sind nun in der Flinsberger Straße abermals durch die Hauswand gedrunken, und zwar ausgerechnet da, wo der wenig mehr als mannsbreite Luftschacht sich befindet, der durch eine Luftklappe Ihren Tresor ventiliert.“

Wie konnten die Einbrecher diesen von außen in keiner Weise erkennbaren und so kleinen Luftschacht herausfinden? Ich habe mich genau erkundigt, irgendeinen Grundriß der inneren Baulichkeiten gibt es nicht. Das Haus ist etwa zwanzig Jahre alt, die Wohnungen in den oberen Stockwerken werden selten oder nie gewechselt, Ihre Bank hat das Erdgeschoß und den ersten Stock inne, den zweiten Stock ein großes Möbelhaus. Diese beiden Parteien wohnen hier schon seit zwölf Jahren. Und ferner: wie und woher wußten die Einbrecher, daß dieser Luftschacht in den Tresor hineinführt? Man könnte glauben, der eine oder der andere von ihnen, elegant, wie sie stets gekleidet gehen, hätte sich im Bankhaus Lindström zu tun gemacht, hätte vielleicht sogar unter angenommenem Namen einen Safe bei Ihnen gemietet und hätte so die Stelle des Lufteinlasses herausgebracht ... Aber nein, auch das ist unmöglich. Seit Jahren schon steht vor dieser Luftklappe im Tresor ein Ständer, an dem eine Schiffahrtskarte der Cunard-Line aufgehängt ist. Allein können die Diebe vorher nicht im Tresor gewesen sein ... Es ist doch immer ein Bankangestellter dabei, wenn ein Kunde an seinen Safe will?“

Der Konsul nickte mehrmals. Seine Lippen waren fest zusammengebissen, man sah, daß er in seinem Inneren schwere und furchtbare Gedanken wälzte. Aber er sprach vorläufig kein Wort.

„Es muß also, verehrter Herr Konsul, schon aus diesem Grunde ein mit den Örtlichkeiten ganz eng vertrauter Mensch dagewesen sein, der den Einbrechern die ‚Annonce‘ brachte. Aber ich gebe zu, die bis jetzt angeführten Gründe brauchen Sie, Herr Konsul, nicht zu überzeugen. Und ich würde Ihnen nicht so etwas, das tief in Ihr menschliches Vertrauen einschneidet, gesagt haben, wenn ich nicht ganz andere und unwiderlegbare Beweise für meine Behauptung hätte:

Ich sprach gestern – ich weiß nicht, ob Sie, Herr Konsul, zugegen waren? – schon mit Herrn Oberregierungsrat Henderson darüber:

Der ‚Herzschlag‘ des Zalewski erschien mir vom ersten Augenblick an merkwürdig ... Nachher fand ich auf dem kleinen polierten Tisch unten im Tresor einen großen Wasserfleck ... Wie kam der dahin? ... Wo doch keine Wasserflasche, kein Glas im Tresor zu finden war ... Ich habe mich dann oben im Kundenraum ein bißchen umgesehen, und da bemerkte ich eine Wasserflasche mit zwei Gläsern auf einem gelben Tablett.“

Herr Lindström lauschte gespannt.

„Und in dieser Karaffe war noch ein kleiner Rest Wasser. Den habe ich heute morgen von dem Gerichtschemiker Doktor Westkorn untersuchen lassen.“

„Na, und das Resultat, Herr Doktor?“

„Das Wasser war mit einem starken Betäubungsmittel versetzt ... mit Skopolamin.“

Der Doktor Splittericht hatte die letzten Worte langsam und mit Nachdruck gesprochen.

Der Konsul wollte etwas fragen, aber er blieb auch jetzt schweigsam und sah den Detektiv nur mit weit geöffneten Augen an.

Splittericht fuhr fort:

„Ich habe nun noch einmal mit Doktor Rangower gesprochen und ihm die Analyse des vergifteten Wassers gezeigt. Er war sofort im Bilde. Es sei noch ein dritter Täter im Spiel gewesen, meinte er, und dieser Dritte hätte den Zalewski betäubt. Zalewski hatte wahrscheinlich einen angeborenen Herzfehler. Für solche Leute sind Narkotika doppeltes Gift, besonders wenn man sie ihnen im Zeitpunkt großer Anstrengung beibringt.“

„Und so, meint Doktor Rangower, ist Zalewski umgebracht worden?“

Splittericht nickte:

„Ja, und das gelbe Tablett – ich habe es inzwischen sichergestellt, ebenso wie die Gläser und die Flasche – dieses Tablett befand sich während des Einbruchs im Tresorraum ... es ist eigens zu dem Zweck der Vergiftung vor dem Einbruch in den Tresor hineingebracht, und nachdem es seinen Zweck erfüllt hatte, als der Einbrecher Anton Zalewski tot am Boden lag, ist es wieder von derselben Person aus dem Tresor hinausgetragen und an seinen alten Platz gestellt worden.“

Dem Konsul wurde während des Gesprächs der Mund trocken. Er hielt den langen graumelierten Spitzbart mit der Rechten fest umspannt und leckte nervös die Lippen. Sehr blaß sagte er tief atmend:

„Schauerlich ist das ... ganz furchtbar!“

Der Detektiv machte, selbst erschüttert, eine Pause. Dann fuhr er fort:

„Und außerdem: an dem zur Vergiftung gebrauchten Glase, das der Mörder wohlweislich

ausgespült, gereinigt und abgetrocknet hat, fand ich noch eine andere Spur seiner Tätigkeit. Er hat nämlich dabei Handschuhe angehabt, wie das heute bei einem Einbrecher von Klasse selbstverständlich ist. Er wußte zwar, daß die Papillarlinien der menschlichen Hand sich am Glas abdrücken und eine für den Eingeweihten leserliche Schrift bilden. Was er aber nicht gewußt hat, das ist die ebenso unumstößliche Tatsache, daß ein mehrfach getragener Handschuh besonders an den Fingerkappen Linien aufweist, die ebenso wie die Papillaren zur Rekognoszierung dienen können.“

„Und diese doch wohl für das bloße Auge kaum wahrnehmbaren Spuren, die haben Sie auch festgestellt, Herr Doktor?“

„Ja. Ich habe sie sofort mit Argentol, einem Silberpräparat, bestreut und fixiert, sie dann fotografiert und diese Abdrücke nach einem sehr interessanten Verfahren zwischen feinen Zelluloidblättchen konserviert. Wenn es uns gelingt, den Mann zu finden, und er nicht etwa die Handschuhe fortgeworfen hat (woran ich nach meinen früheren Erfahrungen nicht glaube), werden wir ihn durch diese Abdrücke und Fotos überführen.“

Der Konsul atmete hörbar.

„Und Sie meinen, Herr Doktor“, fragte er und konnte nur schwer und mit Pausen, so aufgeregt war er, sprechen, „Sie meinen, daß der Mensch einer von meinen Angestellten ist?“

Splittericht nickte mehrmals.

„Jawohl, Herr Konsul. Das ist für mich eine unverrückbare Tatsache: Der zweite oder wahrscheinlich der dritte Mann war jemand, der in Ihrem Büro schon längere Zeit tätig ist.“

„Ich habe hundertsechsdreißig Angestellte“, sagte der Konsul eintönig, „hundertsechszwanzig sind davon dauernd in der Bank, zehn sind Vertreter und Außenangestellte. Aber sie können ebensogut wie die anderen sich jederzeit im Büro aufhalten –“

„– und kommen ebensogut wie die übrigen für das Verbrechen in Frage“, vollendete der Doktor-Kommissar.

„Wo soll man da ansetzen?“ fragte der Chef des Bankhauses mutlos. Er schwieg eine Weile und fuhr dann mit umflorter Stimme fort:

„Das alles ist schrecklich, lieber Herr Doktor, und doch erregt es mich weniger und wühlt mich innerlich nicht so auf wie das, was ich Ihnen mitzuteilen habe. Wollen Sie mich, bitte, anhören?“

Doktor Splittericht neigte den Kopf und vermied es, seinem Gegenüber ins Gesicht zu sehen, denn Konsul Lindström kämpfte mit den Tränen.

Hundert weiße Milchglaskugeln, die von der Decke der großen Halle in der Villa Lindström herniederhingen, beleuchteten eine Gesellschaft, die sich aus den Spitzen der Behörden, der Industrie, aus Gelehrten und Künstlern, lauter prominenten Persönlichkeiten, zusammensetzte.

Man saß bei Sekt und Nachtisch an der hufeisenförmigen Tafel am oberen Ende des Festraumes, und die Kapelle, hinter Rosen und Lorbeer versteckt, spielte zum Tanz auf.

„Wirklich, es ist ein ästhetischer Anblick“, sagte Oberregierungsrat Henderson zu der Baronin Korf, die gleich ihm das Zusehen beim Tanzen höher schätzte als das Tanzen selbst.

„Aber was ist mit unserem Wirt?“ fragte die Dame dagegen, „ich habe Konsul Lindström noch nie in einer so gedrückten Stimmung gesehen.“

„Wundern Sie sich darüber, gnädige Frau? ... Ich glaube, wenn mir anderthalb Millionen gestohlen würden, würde ich ganz anders lamentieren.“

„Also ist es wirklich wahr, Herr Oberregierungsrat ... anderthalb Millionen? Ich habe gedacht, die Fama macht da auch wieder aus der Mücke einen Elefanten.“

„Nein, da ist nichts übertrieben. Wir, meine Leute und ich, sind ja mit der Sache so eng befaßt, daß wir es schon wissen müssen.“

„Ich bin wahnsinnig neugierig, Herr Oberregierungsrat! Haben Sie denn überhaupt einen Verdacht auf irgend jemanden?“

„Bis jetzt nicht, leider! Wir wissen eigentlich noch so gut wie gar nichts. Und ich sitze hier wie auf Kohlen, gnädige Frau. Ich erwarte jeden Augenblick den Anruf eines meiner Herren, der heute abend mit einem ganzen Heer von Beamten auf Streife ist, um den zweiten Täter zu fassen.“

„Den ersten, den haben Sie tot aufgefunden, nicht wahr? ... Das habe ich in der Mittagszeitung gelesen ... um Gottes willen, wie schrecklich ist das! In was für einer wilden Zeit wir doch leben! Ein Mord gilt heute kaum noch so viel wie früher ein einfacher Diebstahl.“

Herr Henderson nickte:

„Ja, das merken wir am besten. Die Kriminalpolizei ist mit Arbeit überlastet, und dann beschimpft man uns noch obendrein, wir bekämen nichts raus!“

Henderson nahm den Pommery aus dem Kühler, um seiner Partnerin die Sektschale zu füllen. Da sprang, freilich ein wenig zu spät, ein Lohndiener heran, der dem Oberregierungsrat die Flasche abnahm und sie wieder in den Kübel stellte. Henderson richtete seinen Blick auf den Mann, der, in schwarzem Frack, nur an der silbernen Raupe auf der Schulter als Bedienter kenntlich war.

„Ah, aha!“ Herr Henderson wollte etwas sagen, verschluckte es aber. Nur ein leises Lächeln spielte um die grauen Borsten auf seiner Oberlippe. Das war doch? ... Ja ... ganz sicher! ... Das war er!

Doktor Splittericht, der nach Übereinkunft mit dem Hausherrn heute hier die Rolle des Lohndieners spielte, sah den Oberregierungsrat mit großen Augen an. Sie verstanden sich. Dann eilte der Pseudo-Lohndiener nach dem Tanzparkett hinüber und reichte da Erfrischungen herum.

Jemandem, der zu beobachten verstand, wäre es nicht verborgen geblieben, daß der Detektiv sich immer in der Nähe der blonden Tochter des Hauses aufhielt.

Die Tanzmusik hörte nun auf zu spielen, und mit einem mächtigen Akkord einsetzend, intonierte die Tafelkapelle den Hochzeitsmarsch aus „Lohengrin“. Alle Gäste wußten, wem zu Ehren man heute hier feierte, und von allen Seiten liefen sie nun zusammen, reckten die Hälse und warteten auf den Hausherrn, der vor den Lorbeerbüschen auf eine kleine Estrade trat und die Verlobung seiner Tochter mit dem Komponisten Stefan von Wieland bekanntgab.

Wieland, als Musiker bekannt und geschätzt, war vor kurzem zur musikalischen Leitung der Staatsoper berufen worden. Er hatte eine große Anzahl von Verehrern und Freunden, und wohl keiner war in der Gesellschaft, der ihm das Glück mißgönnte, als Schwiegersohn des millionenschweren Bankiers eines der schönsten Mädchen der Hauptstadt heimzuführen.

Der Konsul sprach nicht viel, aber jedes seiner Worte kam aus seinem Herzen. Dann trat Wieland mit seiner Braut hinzu, und der Vater räumte ihnen den erhöhten Platz zwischen dem Lorbeer.

Alles drängte herbei, den Verlobten zu gratulieren. Auch Herr Henderson mit seiner Dame war unter den Glückwünschenden.

Aber da geschah schon etwas Störendes:

Ein anständig, aber gar nicht festlich gekleideter Mann trat rasch an Herrn Henderson heran und sagte leise einige Worte zu ihm. Darauf wandte sich der Oberregierungsrat zu der Baronin und verschwand mit einer hastigen Entschuldigung.

Die Musik schwieg nun nicht einen Augenblick. Es wurden Überraschungen hereingebracht ... Riesentiere, wie sie in New York den Festtrubel heute beleben, Elefanten, Nashörner, Riesenschwäne und Alligatoren aus Gummi, die, aufgepustet, die Gäste faszinierten und die Stimmung zu großer Lustigkeit und lautem Gelächter aufpeitschten.

Noch vor Minuten war Marion Lindström im Arm des Bräutigams der Musik gefolgt. Dann hatte er sie einen Augenblick zu ihrem Sessel gebracht, war von einem der Freunde fortgezogen worden und hatte nach einem, wie er meinte, sehr kurzen Gespräch Marion wieder aufgesucht.

Sie war weg. Seine Augen forschten umsonst nach ihr. Eine Freundin Marions, die eben mit ihrem Kavalier vorübertanzte, gab Wieland Bescheid: vor ein paar Minuten sei ein junges Mädchen in hellem Kleid, wohl Marions Zofe, an sie herantreten und habe ihr etwas gegeben. Was, konnte sie nicht genau sehen, aber wahrscheinlich sei es ein Brief gewesen.

Beunruhigt eilte der Musiker durch die Reihen der Herumstehenden und Tanzenden, achtlos, beinahe schon unhöflich, und suchte Marion.

Er fand sie nicht. Aber die Zofe sah er am Ausgang der Halle eben hinter den Lorbeerbäumen verschwinden. Wieland verdoppelte seine Schritte und holte das Mädchen an der Saaltür ein.

Er war fast atemlos:

„Wo ist meine Braut, Annette?“

Die Zofe war sichtlich bestürzt und unruhig:

„Ich weiß es nicht, Herr ... Herr von Wieland.“

Es klang scharf und heftig, als er erwiderte:

„Sie müssen es wissen, Annette, Sie haben ihr ja eben erst den Brief gebracht!“

Das Mädchen erschrak so, daß ihr das Blut wie eine rote Welle bis unter das dunkle Stirnhaar

flog.

„Ja, ja“, sagte sie weinerlich, „ja, Herr von Wieland, aber ...“

„Von wem war der Brief?“

„Ich weiß es nicht ... ich hab' keine Ahnung.“

„Sie wissen es wohl! Reden Sie, antworten Sie mir augenblicklich!“

Er griff sie hart beim Handgelenk und schüttelte sie. Und sie, schon schluchzend:

„Ich weiß es nicht, ich weiß wirklich nicht, Herr von Wieland!“

„Kommen Sie mit!“

Es zog sie aus der Tür der Halle in den Gang, der in die Zimmerflucht hinüberführte. Die erste Tür links war geschlossen, die zweite stand halb offen, das Zimmer war erhellt.

Er blieb einen Augenblick zweifelnd stehen und sah zu dem Mädchen hin, dessen Arm er nicht losgelassen hatte. Sie verstand seine stumme Frage:

„Ja ... ja, hier ist das Schlafzimmer des gnädigen Fräuleins ...“ Und sie weinte wieder.

„Heulen Sie nicht!“ herrschte er sie an. „Sagen Sie mir die Wahrheit, das ist alles, was ich von Ihnen will! ...“ Er zog sie in das Zimmer hinein.

„Wie oft haben Sie Fräulein Marion schon solche Briefe überbracht? Sagen Sie, was Sie wissen! ...“

Am Ende dieser peinvollen Unterredung wußte der Komponist, daß seine Braut schon seit zwei Jahren solche mit der Schreibmaschine geschriebenen Briefe erhielt, die Marion gleich nach der Lektüre vernichtet hatte.

Von wem diese Briefe stammten, konnte Annette dem Musiker nicht sagen. Er redete, drängte und drohte immer mehr! Er schien wirklich willens, sie sofort auf die Polizei zu schleppen. Er tat es nicht. Aber wenn er es getan hätte, hätte er auch nicht mehr von Annette erfahren. Denn wer der Schreiber dieser Briefe war, wußte sie in der Tat selber nicht. Sie hatte eines Tages einen an ihre Adresse gerichteten Brief erhalten. Wenige Zeilen nur, ohne Unterschrift. Der Absender bat die Zofe, den inliegenden versiegelten Brief heimlich der jungen Herrin zu geben. Den beigeschlossenen Zwanzigmarkschein sollte sie als Trinkgeld behalten.

Annette gab den Brief ab. Zwanzig Mark kann man immer brauchen, und nebenbei macht es ja Spaß, so eine kleine Heimlichkeit mit seiner Herrschaft zu haben! Dann kam wieder ein Brief und noch einer. Zuletzt fast jede Woche einer. Einmal hatte sie einen solchen Brief, der nicht fest verschlossen war, neugierig geöffnet. Er enthielt zwei Hundertmarkscheine, die sie, vor Angst am ganzen Körper fliegend, an ihrem Busen verbarg. Den Brief, der keine Unterschrift zeigte, hatte sie ebenso wie den Umschlag verbrannt.

Nie hatte Marion nach diesem Brief gefragt. Aber ein paar Tage später kam ein anderer Brief an die Zofe selbst. In ihm teilte der Briefschreiber Annette kurz mit: er habe Kenntnis davon, daß sie den letzten Brief an das gnädige Fräulein nicht abgegeben und die inliegenden zweihundert Mark unterschlagen habe. Ob er sie deswegen bei der Polizei anzeigen und zur Bestrafung bringen sollte, das müsse er sich noch überlegen.

Seitdem lebte Annette in ewiger Angst. Ihre Herrin war freundlich und gut zu ihr wie stets. So wäre sie gewiß nicht gewesen, wenn ihr dieser unheimliche Mensch etwas von den zweihundert Mark gesagt hätte. Aber nun konnte es Annette nicht wagen, so oft sie schon daran gedacht hatte, seine Briefe nicht mehr zu bestellen. Sie war ein willenloses Werkzeug in seinen Händen

geworden. Und wenn sie auch viel zu heiter von Natur und zu lebenslustig war, um etwa dauernd den Kopf hängen zu lassen, so gab doch ihr schwacher und leichtherziger Charakter ihr auch keine Möglichkeit, diese Sklavenkette abzuwerfen.

Das war's, was alle Bemühungen des Komponisten nutzlos machte. Annette hätte so gern gesprochen! Sie hätte diesen Mann, der immer freundlich zu ihr gewesen war, schon längst aufgeklärt in der Hoffnung, damit ihre arme Herrin, deren seelische Leiden ihr nicht verborgen blieben, von ihrem Peiniger zu befreien. Aber die Angst um ihr eigenes Leben, um ihre Sicherheit war größer und ließ sie schweigen.

Der Musiker, vor Aufregung seiner Sinne kaum mächtig, stieß das Mädchen von sich und ging. Er verließ das Haus.

In jenem Augenblick, da Marion Lindström den ihr von der Zofe verstohlen dargereichten Brief empfing, stand der Doktor-Kommissar, ein besserer „Lohndiener“ als die meisten der hier versammelten Kollegen, in der nächsten Nähe der schlanken Blondine.

Er ließ sie nicht aus dem Auge. Er sah den Schrecken und die Angst auf ihrem Gesicht, als sie den Umschlag aus blauem Überseepapier empfing. Und er begriff sofort, daß schwarzes Unheil dem Mädchen drohte.

Da dankte er dem Schicksal, daß er hier war und daß sein Beruf und seine Tätigkeit ihm erlaubten, ihr beizustehen.

Mit großer Behutsamkeit folgte er ihr. Sie eilte durch den Ausgang hinter den Lorbeerbüschen ins Haus hinüber. Denn die Halle war ein mächtiger Anbau, der von den Wohnräumen getrennt war.

Da sie in dem langen Korridor verschwand, wußte Splittericht für einen Augenblick nicht, ob er ihr folgen und sie hier belauschen dürfte. Er entschloß sich kurz, blieb zurück und verließ das Haus durch die diesseitige Hallenpforte. Es war ihm im Nu klar geworden, daß Marion Lindström durch den eben empfangenen Brief irgendwohin gerufen wurde. Er war aber auch sogleich entschlossen, ihr zu folgen und das Ziel ihres Ausganges festzustellen. Hier bot sich wahrscheinlich die nicht so leicht wiederkehrende Gelegenheit, das Geheimnis dieses gequälten Frauenherzens zu ergründen.

Er ging hinten herum durch die Anlagen des Gartens, kletterte behend über das Eisengitter und befand sich auf der Straße. Die Leuchtziffer auf seiner Armbanduhr zeigte Mitternacht. Den kleinen, schnellen Wagen, den er selbst fuhr, hatte er auf der gegenüberliegenden Seite unweit der Villa zwischen den Autos geparkt, die dort in langer Reihe auf den Schluß des Festes und die heimkehrenden Gäste warteten.

Es war leicht, hinter diesen Autos sich so zu verstecken, daß er die beiden Eingänge zur Villa, die Hauptanfahrt und das Tor zu den Wirtschaftsräumen überblicken konnte. Und diese Vorsicht war nötig. In der Tat hatte Marion es vorgezogen, den Seitenausgang zu benutzen, zu dem sie einen Schlüssel besaß.

Splittericht, der sich tagsüber in der Umgebung des großen Besitzes orientiert hatte, war froh, daß Marion Lindström nicht etwa den Weg durch die Gartenanlagen hinter der Villa wählte; das war ein Ausgang nach der Parallelstraße.

Er hatte richtig vermutet: das blonde Mädchen eilte schnell über die Straße und schlüpfte in eine Autotaxe. Der Chauffeur fuhr aus der Reihe, drehte um und gab so dem Doktor-Kommissar, der schon in seinem kleinen Wagen saß, Gelegenheit, unauffällig zu folgen.

Vielleicht wären die Gedanken Marions nicht so schwer und schmerzlich gewesen, vielleicht hätte sie die Bahn ihres jungen Lebens nicht so bedroht gefunden, wenn sie geahnt hätte, welch mutiges Herz ihr zu Hilfe eilen wollte.

Marion hatte nur den Fehpelz über ihr weißes Kleid geworfen und ein seidenes Spitzentuch um den Kopf genommen, als sie fortlief. Die Füße froren ihr in den goldenen Schuhen, aber sie empfand es kaum. Ihr ganzes Wesen war wie ausgelöscht. Als habe eine fürchterliche Faust sie

im Genick gepackt, die sie nun ins Verderben riß. Sie konnte nicht mehr weinen. Sie rang nur wieder und wieder die Hände, in denen sie noch den Brief hielt, der ihr befohlen hatte, sofort aufzubrechen von dem glänzenden Fest, auf dem sie sich verlobte, irgendwohin in eine schwarze Wildnis, wo ihr der Untergang drohte.

Mußte sie denn diesem Menschen folgen? Seinem Wort so blindlings gehorchen?

Es war, als risse plötzlich ein Vorhang vor ihrer Seele mitten durch, und in einem kalten, grausamen Licht standen alle die Erlebnisse, die sie seit jenem Junitag vor zwei Jahren bis heute umdroht und geängstigt hatten.

Da war dieser Mensch in ihr Haus gekommen. Er spielte Klavier, sie sang; so musizierten sie zusammen, sie ritten miteinander aus, machten gemeinsame Autotouren, und es war nichts zwischen ihnen als eine freundlich-harmlose Kameradschaft. Eines Tages kam er mit allen Zeichen des Entsetzens zu ihr und bat sie um Hilfe. Marion besaß von Mutters Seite – sie hatte ihre vergötterte Mama verloren, als sie eben konfirmiert worden war – ein recht beträchtliches Vermögen, das ihr der Konsul zur freien Verfügung überließ. Sie konnte nach eigenem Gutdünken über dieses Geld verfügen, das nicht einmal bei dem Bankhaus Lindström angelegt war. Marion war, so weit das ein Mädchen ihrer Herkunft sein konnte, bescheiden. Sie verbrauchte bei weitem nicht die Zinsen ihres Kapitals. Aber sie fürchtete sich auch nicht vor einer größeren Ausgabe. So kam es, daß sie, als jener Mensch um Hilfe bat, mit ruhiger Selbstverständlichkeit ihr Scheckbuch nahm und auf den kleinen Zettel die Zahl zwölftausend schrieb, die er genannt hatte. Da er ihr danken wollte, lachte sie ihn aus und begriff nicht, was der Listige vorhatte, als er sie bat, zu ihrer Güte noch ein besonderes Geschenk hinzuzufügen und ihm die Annahme des Geldes dadurch leicht zu machen, daß sie übermorgen seinen Geburtstag mit ihm feierte. Später erfuhr sie, daß er gar nicht an diesem Tag geboren war. Wie alles bei ihm, war auch das Lug und Trug gewesen.

Marion fuhr mit ihm am übernächsten Tag weit ins Land. Sie verlebte an seiner Seite einen frohen und, wenn ihr das heute auch ganz unmöglich erschien, glücklichen Nachmittag.

In Daxlau, einem kleinen Landstädtchen, speisten sie zu Mittag. Sie tranken Champagner, und Marion, die sonst Wein nicht mochte, ließ sich an diesem Tage ihre Sektschale wiederholt vollschenken.

Nachher wurde sie so seltsam müde. Ihr Begleiter nahm ein Zimmer, daß sie ruhen könne.

Sie schlief stundenlang. Als sie erwachte, saß er neben ihr auf dem Bettrand und wollte sie küssen. Sie wies ihn energisch aus dem Zimmer.

„Mach dich doch nicht lächerlich!“ Er nannte sie plötzlich du. „Oder willst du mir einreden, du seist umsonst mit mir herausgefahren?!“

Sie sah ihn sprachlos an. Blickte in zwei böse schillernde Augen.

„Dein Vater? Ha! Dein Vater kann mir gar nichts! Dem werd' ich schon klarmachen, wer mich so lange angelacht und gelockt hat, bis ich, halb verrückt vor Leidenschaft, mich nicht mehr beherrschen konnte ... Oder willst du etwa leugnen, daß wir nur auf deinen Wunsch hierhergegangen sind?“

Sie verstand ihn erst gar nicht, sie begriff diese abgrundtiefe Schlechtigkeit, seine Verlogenheit nicht. Sie sah ihn nur groß an:

„Auf meinen Wunsch sind wir hierhergegangen?“

„Was denn sonst! ... Wärest du mir etwa gefolgt, wenn du es nicht selbst gewollt hättest?“

All dies widerte sie von Grund auf an; sie empfand, daß er sie durch das „Du“ weit mehr noch als durch seine Lügen beleidigte.

Er grinste sie an:

„Na, sprich doch, rede doch! ... Aber du weißt nichts, du fühlst, daß ich im Recht bin, und hast wenigstens noch so viel Scham, es nicht abzustreiten!“

Sie sah ihn starr an. Diese Demaskierung eines Schurken geschah zu plötzlich. Und Marion wurde sich so schnell nicht klar über das Unrecht, das an ihr begangen worden war.

„Wir wollen fahren ...“, sagte sie nur.

Er wurde unsicher, sagte aber frech:

„Ja, wenn es *mir* paßt!“

Da nahm sie den seidenen Automantel und Schal vom Riegel, setzte die Sturmkappe auf und ging zur Tür.

Er wollte sich ihr in den Weg stellen, sie schob ihn jedoch mit einer Handbewegung zur Seite. Und nun folgte er ihr, als sie hinunterging, ins Gastzimmer.

Marion bezahlte die Zeche. Die dicke Frau hinter dem Schanktisch wunderte sich über die plötzliche Abfahrt.

Es dämmerte schon. Da glitt das Auto zwischen schweigenden Wäldern und schimmernden Feldern hindurch der großen Stadt zu ...

Zwischen Vater und Tochter herrschte ein unbegrenztes Vertrauen. Der Bankdirektor war vom Charakter seines Kindes zu fest überzeugt, als daß Marions verspätete Heimkehr ihn hätte irgendwie beunruhigen können. Konsul Lindström schlief schon, als der Wagen gegen zehn Uhr vor der Einfahrt zur Garage hielt. Marion stieg aus und ging ins Haus hinein, vorbei an ihrem, sie mit unterwürfiger Höflichkeit grüßenden Begleiter, den sie einfach übersah.

Aber sie sprach auch zu keinem Menschen von den Erlebnissen dieser Nacht.

Der Mann, der sich in solcher Stunde als ein Lump vor ihr entpuppt hatte, kam nach wie vor in ihr Haus. Er besuchte Marion in Gegenwart des Vaters und allein, er beachtete ihre Abwehr nicht. Und als sie ihm mit deutlichen Worten sagte, was sie von ihm dachte, da warnte er sie, ihn ja nicht zu beleidigen oder zu reizen, wenn sie es nicht arg bereuen wolle. Dagegen könne sie ihm wieder mit ein paar tausend Mark unter die Arme greifen. Er brauchte Geld, viel Geld!

Von jener Nacht an stand der, dessen Namen sie selbst in stillen Selbstgesprächen nicht aussprechen mochte, einem schwarzen Schatten gleich überall an Marions Wegen. Sie mußte ihm wieder und wieder Geld geben. Er verlangte so viel, daß die Zinsen ihres Vermögens nicht ausreichten, daß sie das Kapital anzugreifen gezwungen war. Aber das war ihr gleich. Sie hätte alles, was sie besaß, mit Freuden geopfert, wenn sie sich dadurch von der Gegenwart dieses Widerwärtigen hätte befreien können.

Sie lernte Stefan von Wieland kennen und geriet nun doppelt in Angst und Nöte. Jetzt war es nicht mehr der Vater allein, waren es nicht mehr nur Freunde und Verwandte, die ihre, ach, so verzeihlichen Fehler verurteilen konnten, nun kam noch die Liebe und die Eifersucht des Mannes hinzu, der ihr blind ergeben und doch so herrisch war, wenn es um seine Leidenschaft für sie ging.

Marion las im Schein des Taxilämpchens den Brief:

„Wage es nicht, meine Befehle zu mißachten! Ich habe dir heute früh geschrieben, daß ich diese Verlobung nicht dulde. Sobald du diese Zeilen erhältst, komme sofort in die Diana-Säle, Frühlingsstraße 58a, auf den Artistenball. Ich erwarte dich dort. Der Brief an deinen Bräutigam liegt fertig zum Absenden. Ich warte bis Mitternacht.“

Marion zerriß den Brief, den sie in Händen hielt, in kleine Stücke. Dann ließ sie das Wagenfenster herab und warf die Schnitzel hinaus. Im nächsten Augenblick erschrak sie furchtbar. Sie hatte den Ort, wohin der Mensch – anders nannte sie ihn bei sich nie – sie hinbestellt hatte, vergessen.

Aber der Chauffeur, dem sie vorhin Straße und Hausnummer angegeben, hatte die Adresse behalten.

Nicht lange, da hielt das Auto vor einer Fassade, über deren hohem Rundbogen elektrische Buchstaben leuchteten. Marion buchstabierte: Diana-Säle. Dann stand sie auf der Straße. Sie merkte gar nicht, daß vor dem Nebenhause ein anderes, ein Privatauto hielt, dem der Doktor-Kommissar entstieg, um sich sofort im Nachbarhausflur zu verbergen.

Marion ging unschlüssig ein paar Schritte hin und her, dann eilte sie durch die erleuchtete Einfahrt über einen schmutzigen Hof auf die vier hohen, erhellten Fenster zu.

Es war ein großes Tanzlokal, das sie betrat. An der Kasse stand ein feister Mensch in schwarzem Pierrotkostüm. Sein Gesicht war durch rote und schwarze Striche und den breit geschminkten Mund entstellt. Er feixte:

„Meine Dame, es ist ein Maskenball. Haben Sie kein Kostüm? ... Na, schlimmstenfalls können Sie ja ...“, er berührte täppisch ihren Fehmantel, „auch in der Karnickelpelle da rein!“

In diesem Augenblick ging die Saaltür auf und ein Domino trat auf den zugigen Flur an den improvisierten Kassentisch heran, reichte Marion die Hand und sagte:

„Komm nur!“

Dem Pierrot machte er ein Zeichen mit den Augen, die aus seiner schwarzen Samtlarve grünlich leuchteten. Er trug einen weitfaltigen Domino aus gelbem Atlas, und man konnte nichts feststellen als die mittelgroße, geschmeidige Figur eines Menschen, der nicht mehr zu jung, aber auch nicht alt war.

Er zog jetzt eine der seinen gleichen Larve aus der Brusttasche und hing sie, ohne erst viel zu reden, dem Mädchen vors Gesicht. Dann öffnete er die Tür zum Saal und führte Marion hinein.

Es war ein großer Raum, einer jener Tanzsäle in der Vorstadt, an den Wänden und unter der Decke mit Girlanden aus buntem Seidenpapier bespannt, mit Fahnen und Bannern dekoriert und von drei mächtigen Kronleuchtern erhellt. Die Musik spielte oben auf der Empore gerade einen neuen Gassenhauer, dessen blöden Kehrreim die nach mehreren Hunderten zählenden Gäste laut und herausfordernd mitsangen.

Es waren durchweg junge Leute, Männer von zwanzig bis dreißig und Frauen in demselben Alter. Sehr viele hübsche Mädchen, auch erschreckend verlebte Gesichter. Sehr teure und geschmackvolle Maskenkostüme sah man, allerdings weniger bei den Herren, die den Frack bevorzugten und die zum größten Teil ihre Larven schon abgelegt hatten. Die schmalen Augenstreifen baumelten am Knopf der Weste oder lagen auf den Tischen zwischen Bier- und Weingläsern.

Getanzt wurde auf zwei Rondellen, deren eines fest und unverrückbar stand, während das

andere sich drehte, und zwar in der dem Tanze entgegengesetzten Richtung. Es war ein Kunststück, sich auf dieser rotierenden Scheibe auf den Füßen zu halten, ein größeres, darauf zu tanzen. Doch die Frauen hier schienen an die Unsicherheit ihrer Lebenslage so gewöhnt, da ihnen diese Bewegung Spaß machte. Auch wurden sie von Männern im Arm gehalten, die sich damit brüsteten, daß sie in noch seltsameren Situationen fest auf den Füßen blieben.

Marion Lindström ging am Arm des maskierten Dominos nach der Treppe hinüber, die zu den Logen hinaufführte.

Doktor Splittericht war der Tochter des Konsuls bis zum Eingang der Diana-Säle nachgegangen und hatte sich nach einer kleinen Pause weiter vorgewagt. Er verhandelte eben mit dem Mann im schwarzen Pierrotkittel wegen des Eintritts, den dieser ihm nicht ohne Maske und Maskenkleid gestatten wollte. Überhaupt dürfte Splittericht – der sich als Artist Lange vorgestellt hatte – nicht so ohne weiteres hinein! Er sollte doch mal seine Einladung zeigen!

Der Pierrot wurde in seiner Haltung drohend, und der Doktor-Kommissar überlegte, ob er wohl den Polizeiausweis vorzeigen solle, den – eine besondere Vergünstigung! – Oberregierungsrat Henderson ihm gegeben hatte.

Aber da tat sich die Saaltür wieder auf, ein paar junge Leute in Frack und weißer Weste kamen heraus, und kaum hatte der eine von ihnen den ehemaligen Kriminalinspektor erkannt, als er mit ausgestreckten Händen auf ihn zuschritt:

„Wollen Sie uns besuchen, lieber Herr Doktor? Aber das ist ja reizend! Wenn Sie jetzt auch nicht mehr bei der Polente sind! Im Gegenteil, so sind Sie uns doppelt willkommen!“

Und er wandte sich zu dem Pierrot, der mit offenem Munde dabeistand:

„Jawoll, Maxe, der hier, der war ja unser Allerfeinster! Wen der kriegen wollte, den hat er auch gekriegt! Und immer nobel und anständig. Mir hat er selbst drei Jährchen aufgepackt, aber darum keine Feindschaft! Ich trete doch für Sie ein, Herr Doktor ... Orlando und Konfektions-Willi sind auch hier und gewiß noch 'ne ganze Menge, die Sie kennen.“

Wieder und wieder drückte der Mann der Unterwelt, der nebenbei ein prominentes Mitglied des Klubs „Süd-Ost“ war, der heute hier tagte, dem Doktor-Kommissar die Hand, stellte ihn vor und empfahl ihn seinen Kollegen.

„Aber ich bitte“, sagte Doktor Splittericht, „lassen Sie mich vorläufig ein wenig incognito bleiben. Ich wäre Ihnen auch sehr dankbar, wenn Sie mir eine Maske und ein Kostüm leihen könnten, wenn's auch nur ein ganz einfaches ist.“

„Aber ja, sofort, das sollen Sie gleich haben“, nickte das „Frettchen“, jener untersetzte, bei den Unterweltlern berühmte Geldschrankknacker, der den Detektiv eben so herzlich begrüßt hatte.

Und sein Begleiter, den sie Matrosen-Emil nannten, weil er früher mal auf einem Haveldampfer Schiffsjunge gewesen war, griff in seine Fracktasche, holte die eigene Larve hervor und reichte sie Splittericht.

Der Doktor mußte innerlich lachen über diese seltsame Welt, die ihn, je mehr er sich in ihr umsah, um so komischer anmutete. Es dauerte nur zwei Minuten, dann hatte er eine Mönchskutte über seinem Lohndienerfrack, die schwarze Larve verschloß das Gesicht bis zu den Lippen, und als er nun mit seinem Bekannten den Saal betrat, da schien er, in Bewegung und Gelächter ausgelassen wie die anderen, hier nur sein Vergnügen zu suchen. Rechts hinter dem Eingang, in einer breiten und tiefen Nische war das Restaurationsbüfett, von den Rittern der Unterwelt umlagert. Dort trank Splittericht mit den lustigen Gesellen, die es durchaus nicht gestatteten, daß er selbst einen Groschen bezahlte, zunächst den Begrüßungsschluck.

Dann ging er allein zwischen den Tischen hindurch, die um die Tanzflächen herum den Saal

füllten, mischte sich unter die dem Tanze Zuschauenden und tanzte mit einer Frau, die er durch die Zartheit seines Wesens und die fast ehrfurchtsvolle Behandlung bezauberte.

„Ist hier nicht vor einiger Zeit eine Dame, wahrscheinlich mit einem Herrn, durchgekommen, die einen Fehpelz trug?“

„Ja“, sagte die Kleine im rosa Babykostüm und versuchte Splitterichts Maske zu lüften. „Sie sind wohl ein verwunschener Prinz?“

Splittericht hielt die hübsche Hand fest:

„Und haben Sie gesehen, wo die Dame hinging?“

Die Kleine zeigte hinauf nach der Etage, wo offene und mit Samtvorhängen geschlossene Logen die Pärchen zum Stelldichein luden.

„Aber sie hat einen bei sich gehabt!“

„So? Eine Maske?“

„Ja, so'n gelben Domino.“

Splittericht nahm einem vorbeieilenden Kellner zwei Gläser roten Sekt vom Tablett und trank mit seiner Dame; dann bat er, daß sie ihn entließe.

„Ich muß den Kavalier dieser Dame im Pelz sprechen.“

Sie drohte mit dem Finger:

„Aber ja keinen Stunk machen ... Ist hier streng verboten. Wer hier 'ne Lippe riskiert, fliegt in hohem Bogen!“

Der Doktor-Kommissar lachte und entwich der Niedlichen, die ihm ein Scherzwort nachrief, das er nicht mehr verstand. Er schlenderte um den Saal herum, blieb hier und da stehen, die Masken betrachtend oder mit einem hübschen Mädchen plaudernd. Dann stieg er die Treppe zur Galerie hinauf und fand leicht den Kellner, den er leise um eine leere Loge bat, möglichst neben der, in welcher jene Dame mit dem Fehpelz saße. Da diese Bitte sich mit einem dargereichten Zwanzigmarkschein verband, wurde sie prompt erfüllt. Der Doktor-Kommissar hatte, was er selbst immer als die vornehmste Eigenschaft eines Detektivs bezeichnete, er hatte Glück. Die linke Loge neben den Gesuchten war leer. Splittericht schob sich durch den verstaubten Samtvorhang. Er vernahm von nebenan eine verschleierte, vorsichtig gedämpfte Stimme:

„Du kannst machen, was du willst, Marion, du wirst mich niemals abschütteln. Im Anfang habe ich dich eingesponnen, weil ich dich brauchte, weil ich Geld von dir haben wollte. Und du hast mir gegeben und immer wieder gegeben. Aber das rechne ich für nichts, ihr habt so viel, daß euch das nichts ausmacht, du und dein Vater! ... Damals warst du mir noch nichts, nicht mehr als jede andere Frau. Aber heute liebe ich dich. Ich will dich haben, und wenn ich dafür einen Menschen umbringen müßte ...“

Marion lief es kalt über den Rücken. Sie fühlte in diesem Augenblick: dieser Mensch da würde imstande sein, seine Worte wahrzumachen. Und sie dachte mit einer unendlichen Zärtlichkeit an den, den sie liebte ... Die Angst, die sie hierhergetrieben, die sie in die Nähe dieses Elenden hatte eilen lassen, dieses grauenhafte Gefühl der Abhängigkeit, des Gefesseltseins an einen Unhold, lähmte ihr Herz und ließ sie fast verzagen.

Splittericht hörte Marion flüstern. Dann sagte der Mann wieder:

„Ich werde wahrscheinlich morgen schon bei euch sein. Und ich sage dir heute: Ich will den Wieland, deinen Verlobten, den will ich nicht sehen. Wenn wir beide zusammenkommen, er und

ich, gibt das nichts Gutes!“

Da raffte Marion sich zum Widerstand auf. Ihre Liebe zu Stefan und die Empörung, daß sie ihn verleugnen sollte, gaben ihr Mut:

„Vergessen Sie nicht, daß ich Sie jeden Tag anzeigen kann – wegen Erpressung!“

Er lachte heiser:

„Damit du erst recht in die Zeitungen kommst! Und unser kleines Abenteuer in Daxlau überall bekannt wird!“

Marion stieg ein Schluchzen in die Kehle, aber sie kämpfte es nieder:

„Ich habe jetzt einen Mann kennengelernt!“ – sie dachte an Splitterricht –, „der wird mir beistehen und wird mich vor Ihnen schützen, Sie erbärmlicher Mensch!“

Sein Lachen kam wie aus der Tiefe:

„Wohl ein Detektiv?“

Marion erschrak. Wußte dieser Abscheuliche denn alles? Konnte er denn wirklich in ihrem Herzen lesen?! ... Eine tiefe Mutlosigkeit überkam sie vor solcher Überlegenheit. Dennoch sagte sie, sich zum Letzten aufraffend: „Sie werden es bald sehen!“

Er schien zu überlegen – dann noch verhaltener:

„Da ist es wohl das beste, ich nehme dich überhaupt hier fort ... und ... sage dir ... heute nacht ... ohne Widerrede ... Bahnhof ...“

Splitterricht spannte sein Gehör aufs äußerste an, aber er verstand nur noch die einzelnen Worte.

Dann hörte er Stühle rücken, hörte flüstern. Und leichte und schwere Schritte draußen auf dem Gang.

Er wartete ein wenig, spähte vorsichtig durch die Gardine seiner Loge auf den Korridor hinaus und sah die beiden am Ende des Ganges bei der Treppe verschwinden.

Gewohnt, Schritte und Gang einem Verfolgten anzupassen, wurde es ihm nicht schwer, den Ausgang des Saales eher zu erreichen als die beiden.

Aber an der Saaltür selbst hielten ihn Maxe, der Pierrot, und Orlando, den er einmal nach langer Arbeit eines Banküberfalls wegen festgemacht hatte, auf. Die beiden, schon in sehr gehobener Stimmung, ließen ihn nicht von der Stelle. Besonders Orlando hätte den Detektiv am liebsten umarmt. Ob er wollte oder nicht, er mußte ein Glas Portwein mit den beiden trinken. Aus dem einen Glase wurden zwei, eine Unterhaltung entspann sich, interessant für alle Teile.

Splitterricht wandte sich nach einem sehr starken, breit gebauten und großen Mann an seiner Seite um.

Es war Holtbuer, der unter dem Namen „Husaren-Albert“ bekannt und der Vorsitzende des Klubs „Teddy I“ war.

Husaren-Albert war mit seinen vierzig Jahren älter als die meisten seiner Freunde. Er trug nichts weiter als ein Ringertrikot und Trainingschuhe. Außerdem war er maskiert.

Er schob die Maske ein wenig hoch, so daß man sein brutales, aber auffallend geradliniges Männergesicht sehen konnte, und sagte:

„Kann ich Sie mal sprechen, Herr Doktor?“

Splitterricht nickte:

„Ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung.“

Und sie setzten sich an einen abseitsstehenden kleinen Tisch, auf dem ein rotes Schirmlämpchen brannte.

Der wegen seiner Stärke von jedem respektierte Holtbuer, ein Westfale, der ehemals Steinschläger gewesen war, verlangte vom Wirt zwei Zigarren und zündete, da Splitterricht dankte, die seine an. Wie er dabei die Arme hob, sah der Detektiv das Spiel der gewaltigen Muskeln.

„Sie wissen doch schon, Herr Doktor?“

Splitterricht nickte.

„Ja, ich war's aber nich! ... Ich war dabei, aber ich war's nich!“

„Ich weiß“, sagte der Doktor-Kommissar.

„Nicht wahr, Sie glauben mir, daß ich's nicht war?“

Und Husaren-Albert hielt dem Detektiv über den Tisch seine mächtige Hand hin.

Splitterricht legte die seine hinein und sagte:

„Ich glaub's Ihnen nicht nur, ich weiß, daß Sie es nicht gewesen sind.“

„Gott sei Dank“, sagte der Riese, „hier denken sie alle, ich habe den Leutnant machulle gemacht ... und wenn sie nich so 'ne Angst hätten vor mir, würden sie mich schon längst ... erledigt haben.“ Er machte eine Bewegung mit der flachen Hand unter seinem Kinn vorbei.

„Aber dabei waren Sie?“ fragte Splitterricht.

„Ja, Herr Doktor, ich war dabei.“

„Von wem hattet ihr denn die ‚Annonce‘?“

Der andere hob seine breiten Schultern.

„Keine Ahnung ... ich habe Gott weiß wie rumgekniert auf dem Zalewski ... er wollt's durchaus nicht sagen ...“ Der starke Mensch nahm jetzt seine Larve ab und blickte nachdenklich in den roten Schein der kleinen Lampe. „Ich wollte ja nicht mitmachen, Herr Doktor. Mir war das ungemütlich ... die Winde stand schief, und ich bin immer für klare Sachen gewesen. Mir schwante, daß da irgendwas faul wäre ... aber an so'n Schlamassel habe ich nich gedacht.“

„Haben Sie den Kasten aufgeschnitten. Holtbuer?“

Der zuckte wieder die breiten Achseln:

„... war doch gar nicht drin ... den Gang habe ich gegraben ... den Stollen vorgetrieben ... war doch mal 'ne Zeitlang im Bergwerk Knappe ... übrigens ein gefährliches Stück Arbeit ... immer so mit dem kleinen Puppeneimer. Dann hat der Leutnant die Anker im Luftschacht weggefräst, is rein und hat den Geldschrank aufgeschnitten ... ich war gar nich drin! Mußte ja schon einer so'n Schlangenmensch sein wie der Zalewski, um da reinzukommen durch das enge Loch. Und nun stehe ich immer draußen und warte und warte und leck' mir die Lippen, sollte ja ein Riesen-Point fallen ... anderthalb Millionen! Und kommt keiner und kommt keiner ... ich rufe, erst leise, dann immer lauter, und schließlich stecke ich den Kopf durch das Loch, wobei ich mir noch das ganze Genick aufgerissen habe ... und da sehe ich ... da sehe ich den Leutnant auf der Erde liegen ... und ist tot und rührt kein Glied ... bloß eine Taschenlaterne brennt weiter. Ich bin nicht abergläubisch, Herr Doktor, aber da bin ich jerannt wie'n Kaninchen! Immer durch den Stollen und durch das Mauerloch wieder ins Haus, durch den Heizkeller über'n Hof! Hab' mich gar nicht mehr vorgesehen und nicht dran gedacht ans Verschüttgehen oder so ... bloß weg!“

Der Westfale schwieg. Er sah stumm vor sich hin. Der Detektiv ließ ihm Zeit, ehe er sagte:

„Und nun, was werden Sie jetzt machen?“

„Ich weiß nicht ... ich weiß wirklich nicht. Das wollte ich Sie fragen, Herr Doktor.“

Ruhig, als sei es die selbstverständlichste Sache von der Welt, sagte Doktor Splitterricht:

„Sie müssen sich sofort der Behörde stellen.“

Holtbuer zuckte zusammen.

„Ja“, wiederholte der Doktor-Kommissar, „Sie müssen sich stellen! ...“ Und nach einer Pause: „Oder soll man Sie erst suchen, jagen und hetzen?“

Der Westfale schüttelte den Kopf.

„Bei solcher großen Sache bringt die Behörde ihren ganzen Apparat auf die Beine. Und ich werde wahrscheinlich auch bemüht werden. Und Sie wissen doch, lieber Holtbuer, wenn Sie auch sonst keiner findet, ich finde Sie!“

Der Unterweltmann bewegte zustimmend leise seinen mächtigen Schädel.

„Ja, da ist es wohl am besten, ich ziehe mich an und komme gleich mit.“

Splitterricht überlegte blitzschnell. Sich hier oder auch an anderer Stelle jetzt noch um Marion Lindström zu bemühen, hatte keinen Sinn. Das blonde Mädchen war sicherlich nach Haus gefahren und lag nun in ihrem Bett. Aber hatte der Erpresser nicht gesagt: er wolle sie heute noch mit fortnehmen? ... hm ... das war wohl eine Drohgebärde ... mit Gewalt fortschleppen konnte er sie doch kaum ... nein, bis morgen konnte man wohl warten.

Und hier war eine Gelegenheit, der Behörde wieder einmal zu zeigen, daß er mehr leistete als die andern. Er stand auf, nickte dem Westfalen zu, der schnell in die Garderobe ging und nach kurzer Zeit im eleganten Sportpelz, einen dunkelgrünen Plüschhut mit der Spielhahnfeder auf dem Kopf, wieder erschien.

Die übrigen „Brüder“ waren erstaunt. Aber ihr Leben hatte sie, wo's nötig war, im Schweigen geübt. Sie gehörten nicht zu jenen alten Weibern in Männerhosen, die an jedem Vorkommnis ihr Maul wetzen müssen. Sie sahen, daß sich zwischen den beiden dort etwas Ernstes vorbereitete, und daß deshalb ihr alter Freund und Klubgenosse den Ball vorzeitig verließ.

Husaren-Albert grüßte stramm, die Hand am Hut, Splitterricht sagte: „Guten Abend“. Orlando hob noch sein Seidel und rief: „Prost, alles Gute!“ Dann ging das Fest weiter, und nur hier und da an den Tischen raunte man von dem Anderthalb-Millionen-Einbruch und dem toten Bankräuber.

In der Bankiersvilla läutete um diese Zeit das Telefon. Die Köchin, die gerade in der Nähe war, ging an den Apparat und hörte die Stimme ihrer jungen Herrin.

„Jawohl, gnädiges Fräulein, sofort.“

Sie legte den Hörer auf den Telefentisch und rief: „Annette, Annette!“

Die war bald zur Stelle.

„Das gnädige Fräulein will Sie sprechen!“

Den Hörer mit der Hand abdeckend, fragte die Ältere flüsternd:

„Wo ist denn Fräulein Marion?“

Annette zuckte die Achseln, ging an das Telefon, und während die Köchin, da die Zofe ihr doch nicht antwortete, mit einer höhnischen Gebärde davonging, lauschte das schwarzhaarige Mädchen in den Apparat:

„Packen Sie gleich den kleinen Koffer, Annette, Sie wissen doch, den gelben mit den Nickelbeschlägen. Tun Sie Nachtzeug für uns beide hinein, für mich das blaue Wollkleid und für Sie auch etwas und kommen Sie sofort nach dem Anhalter Bahnhof! An der Billettausgabe erwarte ich Sie ... aber ohne Aufenthalt! Der Zug fährt ein Uhr dreißig. Autos stehen sicherlich noch vor der Tür bei uns ... Die Gäste sind doch noch da, nicht wahr?“

Annette bejahte, tat noch eine schüchterne Frage, hängte ab und eilte nach den Zimmern des Fräuleins. Zehn Minuten später ließ sie den gepackten Koffer aus dem Parterrefenster in die darunter stehenden Sträucher fallen und sprang geschickt nach. Ebenso wie ihre Herrin benutzte sie den Seitenausgang des Villengrundstücks, stieg in eine Taxe und verschwand mit dem Lichtschein des Wagens in der Nacht.

Die „schwarze Alma“ war lange Zeit Hehlerin gewesen. Und wenn man es ihr auch nie hatte beweisen können, so stand sie doch im Verdacht, ihren Kunden sogar die ‚Annoncen‘ vermittelt, ja selbst an Einbrüchen teilgenommen zu haben. Jedenfalls war sie ein rabiates Weib. Mittelgroß, von geschmeidigem Gliederbau, gar nicht häßlich mit ihrem olivenfarbenen Teint und den immer tief umrandeten Rabenaugen, das schwarze Haar scheinbar nie gekämmt, dabei von einer Beweglichkeit, als lasse die Unrast ihres wilden Leben sie nirgends verweilen.

Sie leitete eine Nachtkneipe in der Boyenstraße, ein Lokal, das erst nach Mitternacht geöffnet wurde und in dem sich, was immer die Nacht über auf der Straße war, zu dampfendem Kaffee oder einer Bouillon (wie es hieß, aus Pferdefleisch) versammelte. So konnte es nicht anders sein, als daß Nacht- und Schattenritter aller Grade, wenn sie im Morgenrauen ihre „Arbeit“ beendet hatten, sich bei der „schwarzen Alma“ ein wenig erholten. Die Gefahr, ausgehoben zu werden, war groß. Aber wo sollen die hin, die nirgends eine Bleibe haben, wie sollen sie ihre Nachrichten tauschen und voneinander hören, wenn nicht in einer Diebsherberge und Kaschemme?

Der Schankraum des ein wenig unter dem Straßenniveau liegenden Lokals war gleich rechts bei der Eingangstür. Er war ganz abgeschlossen durch ein hohes Gitter, dessen Ausgang am unteren Ende der Theke nur von innen zu öffnen war. Speisen und Getränke reichte die schwarze Alma oder ihr jeweiliger Kellner durch einen Gitterausschnitt. Der Zugriff nach den auf dem Schanktisch stehenden Speisen war unmöglich.

Aber hinter dem Schanktisch war die mit einer roten Gardine verhängte Glastür, die in Frau Almas Privatwohnung führte. Da gab es ein gemütlich eingerichtetes Zimmer, in dem manche Flasche Wein und Sekt geleert wurde, wenn irgendeinem Stammgast wieder mal ein guter Zug gelungen war.

Auch wüste Szenen hatten sich hier unten schon abgespielt, und mehr als einmal war das Lokal zeitweise geschlossen worden. Doch die Polizei gab der schwarzhaarigen Frau die Konzession immer wieder. Man kann den Hühnern die Nester nicht fortnehmen, wenn man von Zeit zu Zeit Eier suchen will.

Heute, es war eben zwölf Uhr – die ganze Kneipe saß voll von landfahrenden Gesellen und Frauen, deren Heimat die Straße war –, traten Kommissar Starkmann, hinter ihm Wachtmeister Vogel und Assistent Nebeltau in das von einer einzigen grauen Wolke erfüllte Lokal.

„Teufel noch mal, ’s is heute hier wieder zum Wabenschneiden!“ sagte der Kommissar statt einer Begrüßung und wedelte mit der Hand, von der er eben den Lederhandschuh gezogen, die graue Luft vor seinem Gesicht fort.

„Warum kommen Sie denn her, wenn’s Ihnen bei uns zu sehr stinkt, Herr Kommissar?“ lachte die Wirtin.

Der Geheime antwortete darauf:

„Husaren-Albert such’ ich!“

„Nicht vorrätig!“ scholl es hinter der Theke.

„Wollen mal sehen!“

Und die drei „Faulen“ gingen zwischen den Stühlen und Tischen hindurch und betrachteten

eifrig die mehr oder minder verwegenen Gesichter, von denen sich manche tief über den Tisch beugten, weil ihnen sichtlich wenig daran lag, aufzufallen.

Herr Starkmann blieb neben einem etwas verwachsenen Menschen, der ihn frech anstierte, stehen:

„Du könntest mal morgen bei uns raufkommen, Nepperfritze! ... Da sind jetzt schon 'ne ganze Zeitlang Marktleute dagewesen, die haben alle ‚Blüten‘ gekriegt statt Zehnmarkscheine ... von so'n Kleinen mit 'n Buckel, sagen sie ... da müssen wir mal drüber reden, Fritzchen! ... Aber komm bald, ja ...? 's sieht doch anständiger aus, als wenn sie erst bei dir mit'm Verlade-Auto vorfahren.“

„Ich bin's nich gewesen, Herr Kommissar ... ich nich!“

„Das behaupte ich ja auch gar nicht ... aber wir müssen es doch richtigstellen. Die Weiber vom Markt, die sind denn auch da. Und wenn du's nicht warst, Fritzchen, denn ist die ganze Geschichte in zehn Minuten erledigt. Also du kommst morgen, nicht wahr? Zimmer 138, erster Stock, Kommissar Friedrich ... Den kennst du doch? ... Unser Spezialist für die kleinen Betrugssachen.“

Der Bucklige brummte sehr ärgerlich:

„Nich mal seine Pferdebouillon kann man mit Ruhe trinken ... ich wer' schon kommen ... natürlich komm' ich, ich wer' mir doch so was nich nachsagen lassen!“

Die drei Beamten gingen zur Tür und kümmerten sich wenig darum, daß die Ganoven hinter ihnen her piffen und johlten. Der Wachtmeister und der Assistent verließen auch das Lokal, aber der Kommissar wandte sich noch einmal um, trat dicht an das aus Messingstäben gebildete Gitter des Schanktisches und sagte leise:

„Almachen ...“

Die Wirtin beugte sich über den breiten Tisch und brachte ihr Ohr in die Nähe von Herrn Starkmanns Gesicht:

„Was denn, lieber Herr Kommissar?“ flüsterte sie ebenso sanft.

„Du kannst mir vielleicht sagen, liebe Alma, wo sich dein Herzensfreund jetzt aufhält!“

„Husaren-Albert, meinen Sie?“

„Ja, mein Kind.“ Der Kommissar nickte. „Wir haben ‚oben‘ schon wieder mehrere Anzeigen für dich. Es soll hier ein bißchen heftig gehandelt worden sein in der letzten Zeit. Und du weißt, bei solchen Gelegenheiten, da kann man einen guten Fürsprecher brauchen ... ich meine, du verstehst mich doch, Almachen, eine Hand wäscht die andere!“

„Also ich soll Husaren-Albert verraten?“

„Ach, wer wird so häßliche Worte sagen! 'n kleinen Wink sollst du mir geben, geliebte Alma.“

Die schwarze Frau piff die Melodie eines Gassenhauers. Dann sagte sie leise:

„Meinetwegen ... is ja auch egal, ihr kriegt ihn ja doch! Also –“

Sie brachte ihren Mund dem Ohr des Kommissars noch näher.

„So“, sagte dieser und hob langsam den Kopf mit der Hakennase und den durchdringenden Augen, „so, bei dem doofen Heinrich? Hat denn der seine Kletterbude immer noch? ... In der Kreuzbergstraße ... hm, na, ich wer' ja mal sehen ...“

„Weil er da gleich raus kann aufs Feld, rüber nach Tempelhof“, flüsterte Alma.

Der Kommissar winkte ihr mit der Linken einen Gruß und ging aus der Tür.

Die schwarze Alma wartete ein paar Minuten, dann rief sie den Kellner ans Büfett und ging selbst in das Zimmer hinter der Theke. Dort befand sich das Telefon. Sie nahm den Hörer ab.

„Bergmann ... ja, Fräulein, Bergmann 7230 ... Dort Heinrich? ... Ja, höre mal: ich hab' eben Besuch gehabt. Ist Albert bei dir, rufe 'n doch mal an'n Apparat! Ach, der ist fort ... wie? So, so, Diana-Säle ... Na, wenn er sich da man gut amüsiert, denn will ich 'n auch nicht stören.“

Die Schwarze hängte ab, ihr starklippiger Mund verzog sich wütend vor Eifersucht. Also so wenig lag ihm an ihr! Ausdrücklich hatte sie ihn gebeten, er solle sie mitnehmen, wenn er auf den Klubball ginge. Aber er hatte ihr heute morgen vorgeschwindelt, er traute sich nicht hin, seine Lampen brennten haushoch! Und trotzdem war er da, natürlich mit diesem ekelhaften Tier, der blassen Ella! ... Na, denn sollte er eben sehen, wie er fertig wurde.

Die schwarze Alma ging wieder in dem Schankraum, schnauzte ihren Kellner an, riß die Gittertür auf und stieß den Menschen, der sich verantwortete, grob hinaus zwischen die Gäste. –

Kommissar Starkmann erwartete nicht, bei dem alten Herbergsvater, der bei seiner Kundschaft nur der „doofe Heinrich“ hieß, den Gesuchten zu finden. Er wußte genau, daß gleich nach seinem Fortgang aus der Boyenstraße der Fernsprecher spielen und den berüchtigten Zimmerwirt warnen würde. Aber trotzdem konnte der Tip, den ihm die schwarze Alma gegeben hatte, einen Anhaltspunkt für seine Nachforschungen bieten. Auch hinter den dicksten Lügen verbarg sich immer eine Kleinigkeit, die stimmte. Man mußte nur gut zuhören und sich den richtigen Vers drauf machen.

So klapperte der Kommissar eine ganze Menge verrufener Lokale um den Kreuzberg herum ab. Für ein Uhr hatte er sich an der Grenze von Tempelhof mit fünf guten Hundeführern verabredet, mit denen er und seine beiden Leute dann gemeinsam das Tempelhofer Feld absuchen wollten.

Auf diesem noch zum guten Teil leeren Gelände trieben sich die Obdachlosen und jene anderen Gefährlichen, die sich nicht in Menschnähe wagten, manchmal in großer Zahl umher. Hinter dem Garnisonkirchhof setzten die Beamten ihre Razzia an. Sie verteilten sich in einer langen Linie so, daß immer fünfzig Schritt Abstand von einem zum andern blieben. Sie hatten drei Hunde zur Verfügung, ausgesucht kräftige, brillant dressierte Tiere, die jeden, den sie fanden, stellten und nicht fortließen, bis der Führer heran war; die aber auch den, der sich mit Stock-, Hieb- oder Schußwaffe widersetzte, zu Boden rissen und übel zurichteten.

Unter den Heimatlosen war diese Tatsache so bekannt, daß selbst die, die Waffen bei sich hatten, sie vielleicht gegen den Beamten, aber niemals gegen die Hunde gebrauchten. Da hatte auch das Ausreißen keinen Zweck. Der wie ein Pfeil dahinschießende Hund holte den Flüchtigen auf jeden Fall ein und ließ ihn nicht mehr los.

Die Beamten dirigierten ihre Tiere auf die Hasenheide zu, nach den früheren Schießständen, wo sich das Gesindel besonders gern aufhielt. Langsam und planmäßig rollten sie das Gelände vor sich auf. Es war wie eine umgekehrte riesige Reuse, in der diese Elendsfische wohl oder übel hängenblieben.

Die Beamten trieben, mit den starken Laternen immer das Feld ableuchtend, ihre Arrestanten vor sich her, hinüber nach Neukölln, über den Kottbuser Damm nach der Kaiser-Friedrich-Wache. Aber der, den sie suchten, war nicht bei den Sistierten.

„’ne ekelhafte Arbeit“, meinte Assistent Nebeltau, „so die Menschen wie Hasen jagen ...“ Er schüttelte unmutig den Kopf. Einer der Kollegen lachte:

„Daher der Name Hasenheide!“

„Nö“, sagte Nebeltau, „für mich ist das nichts. Einbrecher, Diebe und Mörder, die muß man fangen. Wenn die überhandnehmen, dann behält der ehrliche Mensch schließlich gar nichts mehr. Aber so die armen Luders, die hier draußen rumliegen, weil sie wirklich nicht wissen, wohin sie sollen – nee, ich muß offen sagen, das geht mir gegen die Natur.“

Auf dem Rückwege kehrte Kommissar Starkmann noch einmal bei der schwarzen Alma ein. Er trank dort mit seinen beiden Beamten ein Glas Grog, der den Männern nach dem langen Marsch in der kalten Winternacht wohlthat.

Aber dann sagte er mit einem bösen Lächeln zu der Wirtin, die um den Tisch der Beamten herumstrich:

„Tja, liebste Alma, da wird’s wohl mit den Anzeigen sein Bewenden haben müssen ...“

„Haben Sie Husaren-Albert nicht gefunden. Herr Kommissar?“

„Das weißt du doch besser als ich, du gutes Kind!“

„Ich, Herr Kommissar ...? Keine Idee. Aber wenn Sie ’n noch nich gekappt haben, dann will ich Ihnen sagen, wo Sie ’n jetzt finden!“ Sie beugte sich zu dem Kommissar und flüsterte:

„... Diana-Säle ... Klub Süd-Ost, Maskenball ...“

„Danke.“ Der Kommissar trank rasch sein Glas leer und zahlte. Vogel und Nebeltau tranken auch aus. Ihre Plätze waren leer, als hätte der Sturm sie aus der Tür geweht.

Aber wie sie in der Schellerstraße, in der Gegend des früheren Ostbahnhofs, anlangten und voll Erwartung rasch in die Einfahrt des großen Hauses traten, über der der Name „Diana-Säle“ leuchtete, da meinte der Kommissar in dumpfer Ahnung:

„Wir werden ihn hier auch nicht finden. Heute ist ein Pechtag für mich.“

Nichtsdestoweniger gingen sie schnell über den finsternen Hof nach der Halle, deren Fenster alle noch erhellt waren. Auch der Pierrot war noch im Vorraum. Er saß jetzt neben seinem Tisch, hatte den Arm aufgestützt und schlummerte.

Wachtmeister Vogel wollte ihn bei der Schulter fassen, als der Kommissar ihm zuraunte:

„Lassen Sie ihn, Vogel, wir überraschen sie so besser!“

Sie traten in die Saaltür, und als liefe ein elektrischer Funke durch die Gesellschaft, war im Nu alles auf den Beinen. Die Musik spielte weiter, aber viele von den Tanzenden hörten auf, sich zu drehen, gingen an ihre Tische oder standen beiseite.

Die Beamten kannten das Lokal und wußten, daß es nur noch einen Seitenausgang bei der Schenke gab. Den besetzte Nebeltau, indem er die in der tiefen Nische Zechenden rücksichtslos beiseite schob.

Vogel blieb an der Tür stehen, und der Kommissar ging die Tischreihen entlang, zwischen den Tanzenden hin und her und alsdann in die Logen hinauf, sorglos, wie ein Tierbändiger im Käfig seiner Bestien.

Zwar trug er die kleine Parabellumpistole, mit der er so glänzend eingeschossen war, in einer besonders in den Rock eingebauten Wildledertasche. Aber er dachte kaum an die Waffe. Er wußte, daß die „Brüder“, wenn sie sich in ihren Versammlungslokalen in Menge aufhalten, jede

Gewalttat vermeiden.

Nebeltau und Vogel hielten die Waffe befehlsmäßig in der Hand, aber auch sie rechneten nicht mit ihrem Gebrauch.

Nun war es an diesem Tage schon etwas spät geworden. Und die meisten von den jungen Männern, die sich hier amüsierten, hatten stark getrunken.

Hinter dem Wachtmeister, der am großen Eingang stehengeblieben war, tat sich plötzlich die Tür auf. Jener Mensch im Pierrot-Kostüm torkelte über die Schwelle und faßte den sehr ruhigen und besonnenen Beamten an die Schulter. Der Wachtmeister nahm nicht etwa die Waffe hoch, im Gegenteil, er gab sie sich von der rechten Hand in die linke, drehte sich halb um und sagte ruhig:

„Unterlassen Sie das!“

Aber der Pierrot, der im Leben Alfred Nöckel hieß, ein sogenannter Gelegenheitsarbeiter, das heißt Zuhälter, galt in seinen Kreisen auch als der „starke Maxe“ und konnte, so schwer betrunken, nicht zugeben, daß ein anderer stärker war.

Er stieß den Wachtmeister Vogel vor die Brust – mit nicht mehr Erfolg, als wenn er mit der Faust gegen einen Baum geschlagen hätte.

Der Beamte wurde nur blaß und sagte noch einmal:

„Lassen Sie die Dummheiten!“

Da traf ihn ein Schlag des Bezechten mitten ins Gesicht. In demselben Augenblick lag der „starke Maxe“ bewußtlos am Boden.

Eine ganze Rotte von den Unterweltlern stürzte sich auf Vogel.

Kommissar Starkmann, der eben die hintere Logentreppe hinabstieg, hörte plötzlich Lärm und Gebrüll. Und er rannte nach vorn zum Eingang hin.

Da ballten sich die Menschen zu einer wütenden, schreienden und tobenden Masse.

Nebeltau stürzte aus der Schenke heraus, um seinem Kollegen zu helfen. Und in dem Augenblick, als Starkmann heran war, knallten in der schiebenden, drängenden, sich brüllend wälzenden Menge zwei Schüsse. Dann floh alles. Jeder wollte sich bergen vor der Kugel, die im nächsten Augenblick ihn treffen konnte.

An die Tür gelehnt stand Wachtmeister Vogel. Er hielt die Hand auf die linke Brust gedrückt, die Hand, zwischen deren großen Fingern es rot hervorrieselte. An seiner Seite Nebeltau, der den Kameraden umschlang und stützte. Aber er schaffte es nicht. Er mußte den großen, schweren Mann langsam zur Erde gleiten lassen.

Man hörte den Kopf des Riesen mit dumpfem Schlag auf die Diele fallen. Dann streckte sich Wachtmeister Vogel lang aus und starb.

Wer ihn erschossen hatte, wurde nicht bekannt. Auch den Mörder hatte die Kugel aus der Pistole des Beamten getroffen, aber seine Freunde hatten ihn so schnell versteckt und fortgebracht, daß das Überfallkommando, von Nebeltau sofort herbeigerufen, ihn ebensowenig ermitteln konnte wie später das Gericht.

Während Nebeltau bei dem Erschossenen blieb und die Tür bewachte, ging Kommissar Starkmann an den Fernsprechapparat und ließ sich mit seinem Dezernat verbinden. Oberregierungsrat Henderson kam sofort selbst und hörte tief erschrocken von dem blutigen Ereignis. Er war sehr erschüttert. Er schätzte jeden seiner Beamten, aber der getötete

Wachtmeister gehörte zu denen, die er am liebsten hatte.

„Ach, lieber Starkmann“, klagte er, „das ist um so schrecklicher, als es ganz umsonst geschehen ist ... Doktor Splittericht hat soeben den Husaren-Albert eingebracht ... ja, wahrhaftig! ... Und, Sie bleiben doch und bringen den armen Kerl selbst fort? ... Wir wollen ihn nicht ins Schauhaus schaffen lassen, nein, auf keinen Fall! ... Zu sich nach Hause, ja ... ich benachrichtige inzwischen seine Witwe ...“

In Konsul Lindströms Büro hatten sich am Dienstag vormittag die leitenden Männer des Bankhauses Lindström, der Oberregierungsrat Henderson und Doktor Splitterricht versammelt. Konsul Lindström, bleich, mit einem nervösen Flackern in den sonst so klaren Augen, saß an der Schmalseite des Eichentisches. Der Diener stellte Zigarren und Zigaretten und ein paar silberne Leuchter mit brennenden roten Kerzen den Herren zur Benutzung hin.

Die silberne Weltkugel auf dem Kamin, an der der Tod mit der Hippe auf leuchtende Stundenziffern zeigte, schlug zehnmal. An des Konsuls rechter Seite saß der Senior der Angestellten, Hauptkassierer Reese. Zu seiner Linken der erste Aufsichtsratsvorsitzende Doktor Hempelmeier, neben diesem Doktor Splitterricht.

„Einer fehlt noch“, sagte der Konsul, „unser Herr Ostermann. Ich erwarte ihn jede Minute ... Das ist der Leiter des Getreidegeschäftes“, wandte er sich an den Doktor-Kommissar. „Herr Ostermann ist vor einer Woche in Urlaub gegangen, als unser Hauptkassierer zurückkam ... Wir drei kommen ja im Sommer gar nicht fort und nehmen deshalb erst nach Neujahr unseren Urlaub, da ist das Geld- ebenso wie das Getreidegeschäft etwas ruhiger ... Ich habe Ostermann gestern sofort telegraphiert.“

Der Generaldirektor stand auf, ging hinüber an seinen Schreibtisch, wo er in Papieren kramte, dann kam er wieder, nahm eine Zigarre und vergaß sie anzuzünden.

Splitterricht bemerkte Herrn Lindströms Unruhe wohl. Er sprach aber absichtlich mit dem ersten Aufsichtsratsvorsitzenden, der hinter der goldenen Brille zwinkernde Augen in die Runde gehen ließ.

„Wen haben Sie nun eigentlich in Verdacht, Herr Konsul?“ sagte Doktor Hempelmeier, sah dabei aber nicht den Konsul, sondern den Detektiv an.

Der Generaldirektor blickte wie abwesend und winkte leicht zu Splitterricht hinüber.

„Ich selber habe gar keinen Verdacht! Ihr Nachbar, Herr Doktor Splitterricht, lieber Hempelmeier, ist mit der Aufklärung dieses schrecklichen Vorfalles von mir betraut worden. Und er ist gleichzeitig“, er verbeugte sich gegen Henderson, „im Interesse der Kriminalpolizei tätig. Doktor Splitterricht hat denn auch in dieser unglaublich kurzen Zeit schon mit bestem Erfolge gearbeitet. Er hat persönlich in der letzten Nacht den zweiten Täter verhaftet und selbst nach dem Alexanderplatz gebracht.“

Daß die Verbrechersuche ein zweites, wertvolles Menschenleben gekostet hat, ist nicht die Schuld unseres Freundes dort. Der Kommissar Starkmann, ebenfalls mit der Verhaftung des Bankräubers beauftragt, ist mit seinen Beamten in einem Lokal der Unterwelt, in den ‚Diana-Sälen‘, von einer Rotte solcher Gesellen überfallen worden, und dabei hat der Wachtmeister Vogel sein Leben eingebüßt. Ich habe mich sofort mit der Witwe des Gefallenen in Verbindung gesetzt, und es bedarf keiner Erwähnung, daß von uns aus alles geschehen wird, was ihr diesen schweren Verlust tragen helfen kann.

Dem für seine Pflicht Gestorbenen können wir hier nur danken. Ehre seinem Andenken.“

Der Konsul stand auf, und die anderen Herren erhoben sich ebenfalls von ihren Plätzen. Aber Herr Lindström vergaß es, sich wieder zu setzen. Er ging zum Fenster, sah durch die schweren

Schweizergardinen und kam dann wieder an den großen Konferenztisch zurück.

Herr Henderson sagte:

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Konsul, für Ihre warmen Worte, die Sie meinem im Kampf gebliebenen Beamten, dem Wachtmeister Vogel, gewidmet haben. Und noch mehr danke ich Ihnen für Ihre gute Absicht, seiner Witwe zu helfen.“

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände, und Konsul Lindström sprach seltsam gleichgültig weiter:

„Es ist nun durch die Feststellungen des Herrn Doktor Splittericht erwiesen, daß es sich bei der Beraubung unserer Bank, bei der anderthalb Millionen gestohlen worden sind – bis heute wohl der Rekord bei solchen Gewalttaten –, daß es sich nicht um zwei, sondern um drei Täter handelt. Die beiden Einbrecher, der tote Zalewski und der lebende Husaren-Albert, sind nur Ausführende gewesen. Die Idee und den eigentlichen Plan zu dem mit einem seltenen Raffinement ausgeführten Einbruch hat ein anderer gegeben. Und wer das gewesen ist“, der Konsul hob beide Arme mit offenen Händen, „darüber herrscht bis jetzt absolute Unklarheit ... Nicht wahr, verehrter Herr Doktor, darüber haben auch Sie bis jetzt keine Vermutung?“ Doktor Splittericht schüttelte den Kopf.

„Ich habe bis zu dieser Stunde auch nicht den leisesten Anhalt für die Täterschaft irgendeines ... nein. Ich kann nur bestätigen, daß hier ein ganz ungemein gerissener und gewiegener Verbrecher am Werke war ... ein Mensch, der vor nichts zurückschreckt und dem jedes Mittel, aber auch jedes, recht ist, seine schlimmen Pläne auszuführen.“

„Und meinen Sie, daß Sie ihn trotzdem ... daß Sie dies Rätsel trotz alledem lösen werden, Herr Doktor?“ fragte jetzt der Kassierer Reese, den schlohweißen Kopf zu Splittericht vorbeugend.

Der Doktor-Kommissar nickte:

„Ja. Ich habe bisher noch so ziemlich jede Aufgabe gelöst ... wenn sich nicht elementare Unmöglichkeit meinem Forschen entgegenstellte. Ich denke, daß ich auch hier zum Ziel komme.“

Splittericht blickte dabei den Hauptkassierer an, sah dessen lange und schmale, im Rücken ein wenig gebeugte Figur, mit der sich ein gut gebildeter Schädel mit hellen Augen zu einer sympathischen Erscheinung einte. Und trotzdem stieg dem Doktor-Kommissar ein vorläufig ihm selbst noch rätselhafter Verdacht auf, als sei mit diesem Mann, der seit vierzig Jahren im Hause tätig war und nie einen Grund zum Zweifel, am wenigsten an seiner Rechtlichkeit, gegeben hatte – als sei mit diesem braven und pflichttreuen Beamten irgend etwas nicht in Ordnung.

„Ehe wir uns nun weiter mit unserer Sache beschäftigen“, fing der Konsul wieder an, „möchte ich eine Angelegenheit erledigen, die gerade jetzt doppelt peinlich und unbequem an mich herantritt.“ Er wandte sich dem ersten Aufsichtsratsvorsitzenden zu:

„Das geht insonderheit Sie an, Herr Doktor Hempelmeier. Sie sind es gewesen, der uns seinerzeit den Conrad Canist ins Haus brachte. Und es ist gar nicht zu leugnen, daß Sie, was die Arbeit anlangt, der Firma damit einen Dienst erwiesen haben. Gegen den Mann ist vom Standpunkt seiner Tätigkeit auch nicht das geringste einzuwenden. Ich habe ihn auch bisher für einen durchaus ehrlichen Menschen gehalten. Was wir ihm vorzuwerfen hatten, das ist die leidige Gepflogenheit dieses Menschen, sich alle acht Wochen so die Nase zu begießen, daß man ihn buchstäblich aus dem Rinnstein auflesen muß. Daß das unserer Handlung abträglich und

sozusagen ein Skandal ist, ja, lieber Herr Doktor, darüber haben wir uns ja schon oft genug unterhalten. Und wenn ich Ihnen Vorschläge über Vorschläge nach dieser Richtung hin gemacht und versucht habe, den Canist in irgendeiner anderen Weise unterzubringen, dann sind Sie, lieber Doktor Hempelmeier, immer dagegen gewesen. Allen meinen noch so ernstesten Bedenken haben Sie Ihre“ – ein Lächeln flog um des Konsuls Lippen – „Ihre Lebensrettung entgegengehalten. Er hat die Kugel aufgefangen, die Ihnen da oben in den Karpathen zugebracht war. Gewiß, und ich weiß es zu würdigen, wenn ein Soldat sich so für seinen Hauptmann opfert, daß er einfach vor ihn hinspringt, wenn er sieht, auf der anderen Seite macht ein Soldat scharf auf den Vorgesetzten ... das ist schön, das ist herrlich! Dagegen läßt sich nichts sagen ... Aber, lieber Herr Doktor, fortwährend besaufen braucht er sich deshalb doch nicht! Und wenn er schon trinkt, dann soll er's wenigstens für sich allein tun, zu Hause, meinetwegen in der Kneipe, aber er soll nicht Krach machen auf der Straße und uns, seine Chefs, blamieren. Und ich sage Ihnen ganz offen, Herr Doktor, das geht so nicht weiter! Der Kerl kommt hier rein ins Büro und sieht aus wie ... na, ich will gar nicht sagen, wie er aussieht. Drei-, viermal hintereinander ist er derartig voll, daß wir ihn durch zwei Hausdiener wieder nach Hause schleppen lassen müssen. Das geht doch nicht ...! Jetzt sind's wieder vier Tage, daß er seine Tour hat.“

Der Konsul sprach sich immer mehr in seine Erregung hinein.

Doktor Hempelmeier waren diese Erörterungen sichtlich peinlich:

„Ich verstehe nur nicht, Herr Konsul, was diese Angelegenheit mit der Diebstahlgeschichte zu tun hat?“

„Mehr, viel mehr, als Sie denken, Herr Doktor ... Wenn so ein Mensch sich betrunken in jeder Kneipe herumtreibt, ist es da nicht beinahe selbstverständlich, daß er mit Spitzbuben und Verbrechern zusammengerät?! Daß er ihnen die Gelegenheit verschafft, ja sogar die Pläne bekanntgibt, nach denen sie arbeiten sollen?“

Doktor Hempelmeier wand sich in seinem Mißvergnügen:

„Dafür haben Sie doch nicht die geringsten Beweise, Herr Konsul ... aber ich verspreche Ihnen, daß ich heute noch ... oder warten Sie mal, vielleicht könnte Herr Doktor Splittericht die große Freundlichkeit haben und mir diesen Besuch abnehmen. Das wird auch bei Canist einen viel stärkeren Eindruck machen, als wenn ich mit ihm rede. Herr Doktor Splittericht hat die Autorität seines früheren Amtes bei der Polizeibehörde und ...“

Es klopfte. Herr Paul Ostermann, der erste Prokurist des „Bankhauses Lindström“, trat ein. Konsul Lindström stellte ihn als „Generalvertreter unserer Bank“ vor.

Splittericht sah ihm mit großer Aufmerksamkeit entgegen. Der Konsul hatte ihm allerlei von diesem außerordentlichen Menschen erzählt. Vor vier Jahren hatte er ihn als einfachen Korrespondenten mit einem Gehalt von zweihundert Mark engagiert. Die ganz ungewöhnliche Arbeitsenergie des Mannes, die der Generaldirektor sofort erkannte, verhalf ihm in einer kaum dagewesenen Weise zum Aufstieg in der Bank. Das in seinem Umfang internationale Getreidegeschäft der Firma nahm durch Ostermann einen nicht für möglich gehaltenen Aufschwung. Er reiste in der ganzen Welt umher, war bald in Frankreich, dann wieder in England, in den britischen Kolonien, in Indien, in Kanada und in den Staaten. So kannte er die großen Getreideplätze der Welt aus eigener Anschauung und operierte verblüffend erfolgreich bei den Spekulationen, die er für die Bank tätigte.

Beim ersten Ansehen erschien dies Gesicht konventionell und unbedeutend. Glattrasiert, mit

dunkelblondem, in den Schläfenecken schon etwas dünnem Haupthaar, fiel dieses Antlitz nur durch seine stark entwickelte, fast viereckige Kinnpartie auf. Eine ganz außergewöhnliche Arbeitsenergie stand da lesbar geschrieben. Als Splittericht das beobachtete, wurde sein Blick von den hellen, durchdringenden Augen des Prokuristen gefangen. Sie blickten kühl und kritisch auf ihre Umgebung.

Man sprach jetzt wieder über den Bankeinbruch, und Herr Ostermann bedauerte sehr, erst heute, am zweiten Tage nach der Tat, zurückgekehrt zu sein.

„Es ging beim besten Willen nicht anders, verehrter Herr Konsul. Ich hatte von Teplitz“ – er wandte sich den übrigen Herren zu – „wohin ich auf ärztlichen Rat wegen meines niederträchtigen Rheumatismus gegangen bin ... ja, natürlich, im Kriege habe ich mir den geholt ... von da hatte ich einen Abstecher nach Prag gemacht ... aus geschäftlichen Gründen. So habe ich Ihr Telegramm erst gestern spät in der Nacht bekommen, Herr Konsul. Jetzt möchte ich gern mal den interessanten Einbruch ansehen.“

Der Konsul nickte zerstreut:

„Das können wir nachher zusammen tun, lieber Ostermann. Hier möchte ich erst mal die Frage geklärt sehen, die ich eben angeschnitten hatte. Wir haben ja schon oft darüber gesprochen: es handelt sich um Canist. Er hat wieder mal seine Tour, und ich will offen gestehen, ich mache das nicht mehr mit! Meinetwegen soll der Mann eine Abfindung kriegen, wir wollen auch sehen, ob wir jemand anders mit ihm beglücken können, wenngleich ich das auch nicht für sehr fair halte. Solche Kräfte, die man selbst nicht verwenden kann, soll man auch nicht anderswohin verpflanzen, wo sie ja doch letztlich auch nicht zu brauchen sind ... aber jedenfalls ... ich will ihn nicht länger haben! ... Was meinen Sie dazu, lieber Ostermann?“

Der machte, verbindlich lächelnd, nur eine Geste mit der Linken, als wolle er sagen: „Mir scheint die Sache nicht so wichtig.“

Doktor Hempelmeier nahm das sofort für sich in Anspruch und trat abermals für seinen Schützling ein; er bat, man sollte doch abwarten, ob nicht die Ermahnung durch Herrn Doktor Splittericht Besserung schaffen würde.

Aber der Konsul wollte auch davon nichts wissen. Er war so gereizt und aggressiv gegen Doktor Hempelmeier, daß der Prokurist für den immer ängstlicher zwinkernden Aufsichtsratsvorsitzenden sich ins Mittel legte:

„Ich denke, Herr Konsul, daß Ihre Strenge, wenn Ihnen das auch selbst nicht bewußt wird, hier aus einer persönlichen Ursache entspringt ...“

„Wieso?“ fragte der Bankier unaufmerksam.

Ostermann zögerte einen Augenblick:

„Sie sind ein sehr nüchterner Mann, Herr Konsul, und recht eigentlich ein Feind des Alkohols. Sie haben mir selbst erzählt, daß Sie oft bemerkt haben, wie nach dem Genuß von Alkohol in irgendwelcher Form sich Ihre Fähigkeiten vermindern. Daß Ihre Beobachtungsgabe, Ihr Scharfsinn, Ihr feines Kalkulationsgefühl, mit einem Wort, daß die besten von Ihren Eigenschaften durch den Trunk lädiert werden. Das ist Ihnen peinlich, und Sie vermeiden das Trinken. Und Ihre Abneigung gegen den Alkohol übertragen Sie auf Menschen, die ihm besonders huldigen, darum ihre starke Antipathie gegen Canist ...“

Der Konsul, so sehr er auch abgelenkt und bei anderen Dingen war, schüttelte doch verwundert den Kopf:

„Sollte ich in meinem Urteil so wenig objektiv sein ...? Das kann ich mir aber wirklich nicht denken!“

Doch der Prokurist blieb bei seiner Ansicht:

„Ja, ich glaube, Herr Konsul, Sie lassen sich da zu sehr von persönlichen Stimmungen und Antipathien leiten.“

Rudolf Lindström war ein ernster, kluger und, wie er selbst meinte, gerechter Mensch. Nichts wollte er weniger, als ungerecht sein oder scheinen. Aber nie war er so unfähig gewesen wie heute, eine Verhandlung objektiv zu führen. Was scherte ihn in diesem Augenblick Canist?! Er dachte an sein Kind, an seine Marion, die fort war, aus dem Hause, ohne daß er wußte, wann und ob sie wiederkam! ...

Rudolf Lindström besann sich, er holte tief Atem und zündete seine Zigarre wieder an:

„Meinetwegen, ich will es noch einmal mit ihm versuchen. Aber wenn Canist trotz der Ermahnung durch Doktor Splittericht wieder in seinen alten Fehler verfällt, dann müssen wir eine Änderung treffen ...“

Nebenan im Vorzimmer klingelte das Telefon. Dort saß die Privatsekretärin des Generaldirektors. Sie gab den Anruf an das Büro weiter, der Apparat auf dem großen Tisch schnarrte.

Der Hauptkassierer schob seinem Chef den Apparat hinüber und Konsul Lindström nahm den Hörer. Er horchte. Seine Züge spannten sich:

„Ja ... Stefan? Du willst mich sprechen ...? Wo bist du jetzt? ... Noch zu Hause bei mir in der Villa ...? Was ist denn? ... Ja, komm, bitte, gleich! Wiedersehen.“

Nachdem der Konsul, sehr erregt, den Hörer auf die Gabel gelegt hatte, wandte er sich zu den übrigen:

„Ich darf wohl bitten, meine Herren, daß wir diese Besprechung, und was sonst noch zu erledigen ist, am Nachmittag nach vier Uhr fortsetzen. Ich bekomme eben eine Nachricht, die mich ... die mich sehr in Anspruch nimmt.“

Er sah Splittericht voller Dringlichkeit an:

„Mit Ihnen, Herr Doktor, möchte ich gern noch einige Worte allein sprechen!“

Dann reichte er dem Doktor Hempelmeier zuerst die Hand, grüßte Ostermann und Reese, die sich verbeugten, ebenfalls mit einem Händedruck und sprach einige Worte mit dem Oberregierungsrat, der sich an der Unterhaltung nur wenig beteiligt hatte.

Dann wandte sich der Konsul an Splittericht und deutete auf die rechts liegende Tür:

„Wollen wir da hineingehen, Herr Doktor. Die Herren werden vielleicht noch dies und jenes zu bereden haben ...“

Damit überließ er den anderen sein Büro und nötigte den Detektiv in das kleine Konferenzzimmer, dessen Tür er kaum hinter sich geschlossen hatte, als er hervorstieß:

„Meine Tochter ist fort!“

„Seit wann, Herr Konsul?“

„Offenbar seit gestern nacht ... Um zwölf Uhr hat sie die Villa verlassen ... ihr Bräutigam, Herr von Wieland ... ich habe erst geglaubt, die beiden hätten sich gezankt, deshalb wäre sie fort und er ihr nachgefahren ... aber nein ... Wieland klingelt eben an ... mein Diener Martin sagte mir's heut früh schon ... Ach, Herr Doktor, ich vergehe vor Angst um Marion! Das Kind ist ja doch mein alles! Was habe ich denn auf der Welt weiter? Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit, Geschäft, Geld, alles das, was mir längst keine Freude mehr macht. Und wenn ich mich noch weiter mühe und Geld verdiene, so ist es im letzten Grunde alles für diesen einzigen geliebten Menschen, den ich besitze ...“

Er faßte nach Splitterichts Händen:

„Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, Herr Doktor! Sie wissen, an Mitteln fehlt es mir nicht. Ich gebe Ihnen, was Sie brauchen, Sie sollen nicht mehr arbeiten müssen, jeden Wunsch will ich Ihnen erfüllen ...! Nur helfen Sie mir, bringen Sie mir mein Kind wieder!“

Große Tränen rannen über die Wangen des Mannes, dessen Machtbewußtsein gebrochen war und der flehend um Beistand rief.

Splitterricht nahm die Hand des Bankiers in die seine:

„Beruhigen Sie sich, Herr Konsul, ich habe Ihr Fräulein Tochter kennengelernt oder, was mehr ist, ich habe sie beobachtet, und ich kann Ihnen die feste Versicherung geben, daß Sie, wenn Sie sich jetzt auch ein wenig ängstigen, keinen Grund haben zu ernster Besorgnis. Das gnädige Fräulein wird nichts tun, was ihrer selbst unwert wäre und was Sie betrüben könnte.“

„Nein, nein ...! Davon bin ich überzeugt, Herr Doktor. Aber sie ist fort, irgendwohin. Sie verläßt ihren Vater und ihren Bräutigam, Stefan von Wieland! Der prachtvollste Mensch, der mir je vorgekommen ist, ein so liebenswerter, grundanständiger Kerl. Nein, ich kann es nicht fassen!“

Es klopfte. Der Diener meldete: „Herr Musikdirektor von Wieland.“

Der Musiker war sehr blaß. Er hatte noch denselben unstillen Blick wie am Abend vorher. Aber er nahm sich zusammen.

„Herr Doktor Splitterricht will uns helfen, lieber Stefan ... also, was ist mit Marion? Ist sie zurück?“

„Nein, sie ist fort ...“

Die Stimme des Musikers klang dünn und verzweifelt. Und er wiederholte mehrere Male:

„Sie ist fort ... sie ist fort ...“

„Habt ihr euch denn gestritten gestern abend, Stefan?“

Der Komponist schüttelte den Kopf, dann nickte er wieder, offenbar nicht imstande, sich selbst über seine Eindrücke Rechenschaft zu geben. Voller Angst blickte er den Detektiv an, sah seinem künftigen Schwiegervater in das unglückliche Gesicht und schien ganz verstört.

Der Konsul sagte erregt:

„In Gegenwart des Herrn Doktor kannst du ruhig sprechen, Stefan! Im Gegenteil, du mußt alles sagen, was du gesehen oder bemerkt hast ... was du irgend weißt, Stefan!“

Wie ein Automat sprach der Musiker: es sei nicht der geringste Streit zwischen ihm und Marion gewesen ... nein, kein böses Wort ... aber Marion sei schon seit Wochen so anders in ihrem Wesen ... so scheu ... er habe immer wieder das Gefühl gehabt – noch gestern nachmittag, wie er mit ihr im Musiksalon stand –, als wenn Marion etwas mit sich herumtrage, womit sie nicht fertig werden könne.

„Ausgesprochen hat sie sich zu Ihnen nicht, Herr von Wieland? ... Auch keine Andeutung, aus der Sie vielleicht doch irgend etwas entnehmen könnten?“

Der Musiker schüttelte den Kopf: „Nein ...“

„Nachdem Sie mit ihr getanzt hatten“, der Detektiv sprach absichtlich leicht und unbetont, „führten Sie das gnädige Fräulein zu einem Sessel, der der Zigeunerkapelle gegenüber stand, nicht wahr?“

Der Musiker nickte.

„Und dann wurden Sie von einem bekannten Herrn fortgerufen?“

„Ja“, sagte Stefan von Wieland, und sein Gesicht blickte noch erstaunter.

„Fräulein Marion hat dann einen Brief bekommen ... in einem Umschlag aus blauem Überseepapier ...“

Auch des Konsuls Miene wurde immer überraschter.

„Mit diesem Brief verließ das gnädige Fräulein die Halle – etwa um zwölf Uhr –, und zwar hat sie den Ausgang hinter dem Lorbeer-Arrangement benutzt. Sie ist durch den Korridor in die Villa und in ihre Zimmer geeilt. Später hat sie das Haus durch den Seitenausgang verlassen, hat ein Auto genommen und ist mit diesem Auto nach Berlin gefahren, in die Nähe des früheren Ostbahnhofes. Und ist in das Tanzlokal ‚Diana-Säle‘ gegangen. Dort hat sie mit jemandem eine Zusammenkunft gehabt. Ich selbst habe, natürlich ungesehen und unbemerkt, die Dame auf Schritt und Tritt verfolgt, ich habe auch einen allerdings nur kleinen Teil ihrer Unterredung mit dem unbekanntem – ich darf ruhig sagen – Erpresser gehört, und ich habe Fräulein Marion nur deswegen nicht wieder nach Hause begleitet, weil sich mir dort Hindernisse entgegentellten.

In dem Lokal feierte der Ringverein ‚Süd-Ost‘ seinen Jahresball. Ich kenne manche Mitglieder des Klubs, und so ist es mir gelungen, den Husaren-Albert, der eigentlich Albert Holtbuer heißt und der zweite Komplize beim Bankraub gewesen ist, dort zu ermitteln und der Polizei zu übergeben. Was sich da sonst noch leider ereignet hat, wissen die Herren. Mich hat es, wie gesagt, gehindert, dem gnädigen Fräulein zu folgen.

Ich bitte Sie nochmals, Herr Konsul, und ebenso Sie, Herr von Wieland, Ihre volle Ruhe zu bewahren. Es ist meiner festen Überzeugung nach nicht der geringste Grund zu Besorgnis vorhanden. Wie ich die Sache sehe, hat sich Fräulein Lindström gestern abend aus der Villa und aus Berlin entfernt, einzig und allein, weil jener Erpresser sie jetzt, wo sie sich mit Herrn von Wieland verloben wollte ... weil er sie da unter doppelten Druck gesetzt hat.

Vielleicht hat er auch ihr Leben bedroht. Das ist ein Mittel, das diese üblen Gesellen beinahe immer anwenden. Aber ich kann mich auch nicht *eines* Falles entsinnen, wo solche blutige Drohung in die Tat umgesetzt worden wäre, wenigstens bei uns hier in Deutschland nicht – in Amerika soll Derartiges schon vorgekommen sein.“

Das Gesicht des Musikers hatte sich bei dem letzten Teil von Splitterichts Bericht erhellt und belebt. Während der Konsul noch immer voll innerer Bedrängnis in seinem Klubsessel saß, stand Stefan von Wieland auf, stützte sich mit seinen großen weißen Händen auf die Platte des Mahagonitischen und sagte:

„Ja, Herr Doktor, ja, ich glaube Ihnen. Denn den Schluß zu der Geschichte kann ich selbst geben ... Wie ich gestern abend Marion wieder aufsuchen wollte, da war sie fort. Aber wie ich ihr nachgehe, sehe ich die Zofe, die Annette. Natürlich habe ich sie mir vorgenommen, und ich glaube, ich bin nicht gerade sehr sanft mit ihr umgegangen. Von der hörte ich dasselbe, was Sie vorhin gesagt haben, Herr Doktor: sie hat meiner Braut einen Brief in blauem Umschlag gebracht, und Marion ist daraufhin sogleich fortgegangen.“

„Und Annette?“ fragte der Konsul.

„Die ist auch fort ... die Köchin meinte: keine halbe Stunde später.“

„Und wohin?“

Der Musiker zuckte die Achseln:

„Keine Ahnung.“

„Beruhigen Sie sich doch, meine Herren“, wiederholte der Detektiv, „wir werden in wenigen Tagen wissen – wenn Fräulein Marion dann noch nicht zurück sein sollte – wo sie sich aufhält.“

Es klopfte wieder. Auf das „Herein“ des Konsuls wurde die Tür, die zum Gang hinausführte, behutsam aufgemacht, und die Sekretärin des Konsuls trat ein. Sie bat um Entschuldigung, daß sie störe, um sodann den Generaldirektor nach unwichtigen Dingen zu fragen, die, wie

Splittericht sofort empfand, die Störung allein nicht rechtfertigten.

Der Detektiv studierte die ziemlich große und füllige Erscheinung der jungen Dame, die sehr erregt schien.

Der Konsul nickte ihr zu:

„Über diese Sachen sprechen wir später, Trudchen, ich habe jetzt hier eine wichtige Unterredung.“

Splittericht sah verstohlen in das angenehme, über und über errötende Gesicht der Sekretärin. Kein Zweifel, sie hatte irgend etwas auf dem Herzen, was sie sich wahrscheinlich hier in der Gesellschaft der beiden anderen Herren nicht zu sagen getraute:

„Was ist denn noch, Trudchen?“

Der Konsul erklärte diese vertrauliche Anrede:

„Fräulein Reese ist die Tochter unseres Hauptkassierers. Wir kennen uns schon von klein auf, nicht wahr, Trudchen?“

Und wieder bekam das Gesicht der Sekretärin tiefes Rot. Ihre blauen Augen aber blickten ängstlich, fast kummervoll auf den Chef. Dann schüttelte sie die braunroten Locken und seufzte tief:

„Ach, seien Sie doch nicht böse, Herr Konsul ... ich bin bloß so furchtbar in Angst ...“

Und auf die fragenden Blicke des Generaldirektors:

„... Ja ... Willi ist fort ... schon seit Sonntag ... und ... wir ... wir sind so in Sorge um ihn, Vater und ich ... und eben hat jemand angeklingelt ... eine Frauenstimme war es ... Willi wäre krank ... wir sollten uns nicht ängstigen, wenn er auch eine Zeitlang nicht käme ... und nun weiß ich nicht, Herr Konsul, ob ich es Vater sagen soll. Der bringt sich so schon um aus Sorge um den Jungen ...“

Der Konsul antwortete nicht gleich. Er wußte nicht, was er darauf erwidern sollte. Dieser Willi Reese war ein Taugenichts. Mehr als einmal hatte Lindström seinem alten Freunde – denn er stand dem Hauptkassierer innerlich wirklich nahe –, mehr als einmal hatte er Reese, der selbst ein ganz bedürfnisloser Mensch war, aus schweren Verlegenheiten geholfen, in die ihn immer wieder dieser mißratene Bengel, der Willi, versetzte.

Als glänzender Schüler hatte er das Abitur sehr gut bestanden. War auf der Universität der Liebling der Professoren gewesen, wegen seiner fabelhaften Auffassungsgabe und seines Fleißes. Er studierte Jura, glitt durch die Examina, ohne ein einziges Mal anzuecken, und ließ sich als Rechtsanwalt in Berlin nieder. Auch da mit bestem Erfolg. Dann las man auf einmal, der Rechtsanwalt Willi Reese sei von dem Ehrengericht der Anwaltskammer ausgestoßen worden. Der unmittelbare Anlaß war die Veruntreuung anvertrauter Gelder; eine Strafverfolgung wendete sein Vater durch Deckung der hinterzogenen Beträge im letzten Augenblick ab. Konsul Lindström hatte seinem alten Mitarbeiter auch da nach Kräften beigestanden. Er erfuhr nachher, daß Willi Reese schon seit Jahren bis über den Kopf in Schulden steckte, weil er trotz böser Erfahrungen wie ein Wahnsinniger spielte. Schließlich hatte er bei den Klagen, die ihm die Mandanten übertrugen, selbst die Termine nicht mehr wahrgenommen, hielt keine Sprechstunde mehr ein und war so allmählich in seinem Beruf unmöglich geworden. Vordem der vergötterte Liebling seiner Familie und insbesondere des Vaters, war er nun das Unglück und ein Fluch für die Seinen.

Das war's, was Konsul Lindström die Rede verschlug, als Gertrud Reese mit nassen Augen erzählte, daß Willi sich heimlich entfernt habe.

Doktor Splittericht und Stefan von Wieland hatten denselben Gedanken. Aber beide verwarfen das, was ihnen blitzartig einfiel. Gewiß, Marion Lindström und Willi Reese waren beide aus Berlin geflohen, aber zu verschiedener Zeit und sicherlich aus Gründen, die nichts, aber auch gar nichts miteinander gemein hatten.

Die beiden kannten sich von klein auf. Willi Reese hatte früher, solange er ein anständiger Mensch war, ebenso wie seine Schwester Gertrud viel im Hause des Generaldirektors verkehrt. Als er dann die Fühlung mit den anständigen Menschen mehr und mehr verlor, immer tiefer hinabsank in den Großstadtsumpf, da hatte er sich von selbst zurückgezogen. Er kam nicht mehr in des Konsuls Haus. Der hätte ihn auch nicht gelitten. So konnte Rudolf Lindström nun ein wirkliches Interesse für den Entgleisten nicht aufbringen. Besonders in dieser Stunde nicht, wo sein ganzes Herz erfüllt war von Angst um sein eigenes Kind.

Mit zwiespältigem Gefühl stand er dem großen jungen Mädchen gegenüber, das die Augen traurig senkte. Der Konsul war froh, daß dieser peinvolle Moment durch den Schrillaut des Fernsprechers nebenan gestört wurde.

Gertrud eilte hinüber an den Apparat in ihrem Arbeitszimmer.

„Ja, Marion ... ja! Sofort. Ich stelle gleich um ...“

Konsul Lindström, der eben von Doktor Splittericht wissen wollte, wo er denn Marion zu suchen gedenke, nahm den Hörer ab und erstarrte förmlich:

„Marion, du ...? Ja, aber um Gottes willen ... wo denn ...? Wo ... von wo sprichst du denn, weshalb bist du denn fort?“

Der Konsul hielt den Hörer in zitternder Hand, er lauschte, und sein Gesichtsausdruck wurde ruhiger.

Die Stimme kam aus der unbekanntten Ferne fest und klar:

„Tag, lieber Papa ...! Ist Stefan bei dir ...? Ich will ihn nämlich nachher auch noch sprechen ...“

„Aber Marion, was ist denn mit dir ...? Sag doch! Wo bist du denn jetzt?“

„Beruhige dich doch, bitte, lieber Papa.“

Marion sprach liebevoll, als sei sie es, die beruhigen und trösten müsse. In ihres Vaters Herz zog mit dem lieben, vertrauten Klang eine tiefe Freude ein. Die Augen standen ihm voll Wasser. Marion sprach weiter:

„Ich kann dir heute noch nicht sagen, wo ich bin, Papa, und auch nicht, weswegen ich fort bin ... aber du erfährst alles in ganz kurzer Zeit ...“

„Wer ist es denn, Liebes? ... Ich meine, von wem der Brief war? ... Das kannst du auch nicht sagen? ... Ja aber warum denn nicht? ... Wir helfen dir doch! ... Herr Doktor Splittericht ist hier ... willst du mit ihm reden?“

Der Konsul gab den Hörer dem Detektiv, er selbst sprach leise mit Stefan von Wieland.

„Ja, gnädiges Fräulein – hier Splittericht ... Sie möchten nicht, daß ich Sie aufsuche und beobachte ... Sie meinen, Sie werden die Affäre selbst in kurzer Zeit aufklären. Wenn Sie sich da nur nicht über den Charakter Ihres Gegners und über seine Zähigkeit täuschen. Sie haben nicht viel Zeit jetzt? Und wollen ... Herrn von Wieland ...? Jawohl!“

Splitterricht reichte dem Musiker die schwarze Muschel.

Der lauschte nur. Er sprach kaum selber. Dann ließ er die Ebenholzmuschel sinken:

„Ich glaube, wir müssen sie ganz in Ruhe lassen. Annette ist bei ihr.“

Er hob den Hörer noch einmal:

„Ich vertraue dir, Marion, ich weiß, du wirst mich nicht enttäuschen ... ich liebe dich ja so sehr! ... Ja ... unaussprechlich! ... Leb wohl, auf Wiedersehen!“

Der Konsul wie der Musiker blickten Hilfe heischend auf Splitterricht. Der nahm den Hörer wieder vom Telefonapparat und ließ sich das Fernamt geben:

„Ja, Fräulein, hier ist das ‚Bankhaus Lindström‘ in der Flinsberger Straße neun. Wir hatten eben ein Ferngespräch. Es ist versäumt worden, den Kunden nach der Anschrift seines augenblicklichen Aufenthaltsortes zu fragen. Wir brauchen das für unsere Eintragungen. Wollen Sie, bitte, mal nachsehen.“

Splitterricht nickte, indem er weiterhorchte:

„Der Teilnehmer hat von ... von Dresden aus gesprochen ...“

„So ... von einem eigenen Anschluß aus? ... Nein? ... Also wohl von einer öffentlichen Fernsprechstelle. Danke sehr.“

Und mit dem zuversichtlichsten Gesicht von der Welt:

„Wenn junge Damen ein solches Abenteuer riskieren, dann stolpern sie meist schon bei dem ersten Schritt. Seien Sie versichert, meine Herren, wir werden das gnädige Fräulein in kürzester Zeit wieder wohlbehalten in unserer Mitte sehen! Ich bin der Überzeugung, das gnädige Fräulein ist der Situation gewachsen. Vorläufig wenigstens. Im übrigen bin ich ja auch da. Ich fahre heute noch nach Dresden.“

Oberregierungsrat Henderson wartete im Klubsessel auf die Herren, die eben aus dem kleinen Konferenzsaal wieder eintraten.

Herr Ostermann und der Hauptkassierer hatten sich mit Doktor Hempelmeier in den Tresor hinunterbegeben, um den Ort des Bankeinbruchs zu besichtigen, von dem die Zeitungen sagten, dieses Verbrechen sei ein Novum in der Kriminalgeschichte.

Der Generaldirektor, sein Schwiegersohn und Doktor Splitterricht waren übereingekommen, zu niemandem, auch der Polizei gegenüber nicht, Marion Lindströms heimliche Reise zu erwähnen.

Splitterricht meinte:

„Wenn auch nur der geringste Zusammenhang zu vermuten wäre zwischen diesen beiden Vorkommnissen, so könnte ich es nicht verantworten, die Polizei ununterrichtet zu lassen. Aber wie die Dinge jetzt liegen, wäre ich nicht dafür, sie hineinzuziehen. In einer so diffizilen Sache kann jede Indiskretion – und die ist bei einer Behörde natürlich ebenso möglich wie bei Privatpersonen – unvorhergesehene Folgen haben.“

Das Telefon schnarrte. Gertrud Reese meldete ihrem Chef: es seien ein paar Herren von der Kriminalpolizei da. Sie seien unten im Tresorraum und bäten den Herrn Konsul, dorthin zu kommen.

Der Generaldirektor sah lächelnd den Oberregierungsrat an:

„Übermäßig höflich sind Ihre Beamten nicht, lieber Herr Oberregierungsrat!“

„Das muß irgendeinen besonderen Grund haben, lieber Freund ... sonst wissen meine Kommissare sehr wohl, daß sie sich vor allen Dingen bei Ihnen melden müssen.“

„Und du, lieber Stefan?“ wandte sich Herr Lindström an den Schwiegersohn, „hast du ein besonderes Interesse, die Geschichte da unten noch einmal zu sehen?“

Der Komponist verneinte:

„Ich muß in die Hochschule, meine Vorträge über Kompositionslehre haben wieder begonnen.“

Er reichte dem Konsul die Hand zum Abschied.

Dieser ging mit Splitterricht und dem Oberregierungsrat hinunter – das Direktionsbüro lag im ersten Stock – in das Erdgeschoß der Bank.

Der Konsul sah nach der Uhr:

„Zehn Uhr zehn ... na, es sind wenigstens noch nicht allzu viele Kunden hier. Und die schon da sind, haben sich die Sensation auch nicht entgehen lassen.“

Ein paar Geschäftsangestellte und Boten, auch etliche Privatleute, hatten sich zögernd vom Kellereingang zurückgezogen und saßen nun wieder, furchtbar neugierig, auf den Bänken und Sesseln im Kassenraum.

Eben kam der Bankdiener, der auch unten im Tresorkeller gewesen war, die Treppe herauf und meldete seinem Chef, daß drei Herren von der Kriminalpolizei unten seien und den Einbrecher bei sich hätten.

„Da bin ich wirklich gespannt“, sagte der Konsul.

Henderson nahm Splitterricht beim Arm und sagte:

„Also deshalb sind meine Herren nicht heraufgekommen ... Na, ich hab' ihn ja auch noch nicht gesehen, den Husaren-Albert.“

Die drei Herren stiegen die kurze Treppe zum Tresor hinab.

Von den Kriminalbeamten standen zwei im Vorraum des Tresors. In diesem selbst war der Assistent Nebeltau und ließ sich von Husaren-Albert den Hergang des Einbruchs erzählen.

Kommissar Flatterer meldete sich bei seinem Chef, verneigte sich dann vor dem Generaldirektor und bat, die leider notwendige Störung zu entschuldigen. Er hatte bisher mit dem Prokuristen Ostermann gesprochen, der sich jetzt neben dem Kriminalwachtmeister Köller hielt, der für seinen erschossenen Kollegen Vogel eingesprungen war.

„Ich möchte gern von dem Manne da“, der Konsul deutete auf Holtbuer, „selber hören, wie sie das ‚Ding gefingert‘ haben ... So heißt doch der Fachausdruck, nicht wahr?“

Dabei trat er mit seinen Begleitern auch in den Tresor. Ostermann meinte kopfschüttelnd:

„Es ist fabelhaft, was die Leute geleistet haben!“

Der Kommissar nickte bedeutungsvoll:

„Ja ... wenn man diese Arbeitsenergie und diesen mächtigen Willen zur Tat in eine reguläre und ehrliche Beschäftigung umsetzen könnte, das gäbe Leistungen, die, glaube ich, *so* niemals produziert werden.“

„Ganz recht, Herr Kommissar. Splitterricht ist mein Name!“ – Der Detektiv und sein aktiver Kollege reichten sich die Hände. „Nur eins möchte ich mir erlauben zu bemerken ... und Sie haben es eigentlich schon selber gesagt: Warum sind denn solche außerordentlichen Leistungen nicht oder doch nur ganz selten in der Welt vorhanden? – Offenbar darum, weil der Verbrecher unter einem seelischen Hochdruck arbeitet, den der Normalmensch bei seiner Tätigkeit nicht aufbringen kann.“

Der Konsul zog sein Zigarrenetui und bot Husaren-Albert eine große dunkle Havanna an. Das hatte nur gefehlt, um den ehemaligen Steinschläger in die beste Laune zu versetzen. Er berichtete nun rückhaltlos, wie sich hier unten in der Nacht vom Sonntag zum Montag alles zugetragen hatte.

„Sonnabend haben wir angefangen ... natürlich, die ‚Annonce‘ hatten wir schon früher.“

„Woher, von wem denn?“ fragte Splitterricht.

Der Einbrecher fuhr mit einer drolligen Gebärde fort:

„Aber ich hab's Ihnen doch schon gesagt, Herr Doktor! Ich weiß es nicht ... eines schönen Tages haben wir uns beide getroffen, der Leutnant und ich, bei die schwarze Alma in de Boyenstrasse. Und da meinte er, er hätte was, 'ne Kassore, die alle Sprachen spricht, sagte er. Nu war der Zalewski 'n Schmuser, dafür war er ja bekannt! Ich habe also gar nischt drauf gegeben. Aber er ließ nicht locker und hat mir die ganze Sache auseinandergepolkt, mit dem Gang unter die Straße und Durchbrach durch die Mauer ins Haus und ran an'n Tresor! ... Ich hatte weiter nischt zu tun wie zu buddeln! Den Stollen sollte ich graben. Und dafür sollte ich 'ne halbe Million kriegen. Anderthalb Millionen waren drin in dem Kasten. Die eine halbe der Leutnant, die andere ich und die dritte für den, der die Winde geschoben hat.“

„Finden Sie sich da durch, Herr Konsul?“ fragte der Oberregierungsrat.

„Ach ja, es macht sich. Jedenfalls ein sehr interessanter Film!“

Holtbuer sah augenzwinkernd herüber und erklärte weiter den Einbruch:

„Die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag habe ich wie ein Pferd gearbeitet. Is ja gar nicht so leicht, fünf Kubikmeter Erde rauszuholen. Den Sonntag über konnten wir nichts machen, das war zu gefährlich. Es macht doch Radau! Aber Sonntag nacht um zwölfe, da waren wir durch die Mauer unten in'n Luftschacht ...“

„Wieso konnten Sie denn die Lage des Luftschachtes so genau bestimmen?“ fragte Kommissar Flatterer.

Der Einbrecher hob die mächtigen Schultern, so daß sein Kopf tief dazwischen stak. Er grinste:

„Wenn ich das wüßte, Herr Kommissar! 's stand in der ‚Annonce‘. Und wo der Zalewski die her hatte ...“

„Gut, ich weiß, darüber wollen oder können Sie uns nichts sagen.“

„Können, Herr Kommissar, können! Warum sollte ich Ihnen denn den Gefallen nicht tun und 's sagen, wenn ich was wüßte? Aber ich weiß es nich. Und wenn ich's mir heute richtig überlege, denn kann ich mir's auch sehr gut erklären, warum der Zalewski nischt gesagt hat.“

Sämtliche Anwesenden horchten auf:

„Ja“, sagte der athletisch gebaute Mensch im grauen Sportpelz nach einem tiefen Zug aus der edlen Zigarre, „der Lump, von dem die ‚Annonce‘ ist, der hat sich das alles genau überlegt. Mich hat der Zalewski extra ausgesucht auf den andern seine Veranlassung hin, weil ich, so breit, wie ich bin, nicht in den Luftschacht da reinpasse ... und der Zalewski trug sein Todesurteil schon in die Tasche. Ja, ja, meine Herren, der Hund, der uns da reingeschickt hat, der hat sich das schön ausgerechnet! Er wußte, der Mensch kommt in Schweiß bei solche Arbeit. Und wenn da'n Tablett mit 'ne Wasserkaraffe und mit'n Glas steht – jetzt is es nich mehr da, aber ich konnt's ja sehen durch die Luftklappe! Der Doktor“, er drohte scherzend mit dem Finger zu Splittericht hin, „der hat's beiseite geschafft, damit das Zeuch nicht rausgewaschen wird.“

„Dann ist der Mörder ja aus der Bank gekommen.“

Alle drehten sich nach dem ersten Prokuristen um.

„Ja.“

Hell, fast jugendlich klang die Stimme des Herrn Ostermann durch den Raum: „Wenn das wahr ist, was der Mann da eben gesagt hat, dann muß der Mörder ja aus unserer Bank gekommen sein! Mit anderen Worten, er muß die Schlüssel nicht nur zur Eingangstür des Banklokals, sondern auch die zum Tresor gehabt haben!“

Eine Weile blieb nach diesen Worten alles im Raume still.

Da lachte Holtbuer laut und ungeniert:

„Und das merken Sie jetzt erst, meine Herren? Darüber habe ich schon die ganze letzte Nacht nachgedacht, daß der Mörder einer aus Ihrer Bank ist ... oder daß er sich wenigstens die Schlüssel von Ihnen geholt hat.“

Dem Konsul Lindström rann es kalt über den Rücken. Den Verlust des Geldes, soweit er ihn betraf, hätte er verschmerzt. Aber daß es unter seinen Leuten, unter den Angestellten seiner Bank einen Menschen gab, der nicht nur ein gefährlicher Dieb und Einbrecher, nein, der auch ein kaltblütiger Giftmischer war, das wollte ihm nicht in den Sinn.

Es war zuviel auf einmal, was über ihn hereinbrach. Von der unablässigen Sorge um seine Tochter, um Marion gequält, litt er maßlos.

„Ich möchte mich zurückziehen, Herr Doktor“, sagte er leise zu Splitterricht, „entschuldigen Sie mich, bitte, bei den Herren.“

Als er nicht mehr in seiner gewohnten straffen Haltung hinaufstieg, schloß sich ihm Doktor Hempelmeier an:

„Mein Bedarf ist auch gedeckt. Wer weiß, was da noch alles zutage kommt!“

Splitterricht wandte sich an den Kommissar Flatterer:

„Ich war der erste, der das Verbrechen entdeckt hat, Herr Kollege. Ich war auch zuerst hier unten im Tresor. So hab' ich einwandfrei festgestellt, daß der Mörder des Zalewski von den Räumen der Bank aus in den Tresor gegangen ist – sehr wahrscheinlich kurz bevor der Einbruch von der Straße her stattfand –, daß er das Tablett mit dem Rauschgift geholt und in den Tresor gestellt und es nach dem Morde ebenso wieder fortgebracht hat.“

Herr Ostermann, der mit Henderson und den beiden Unterbeamten neben der Einbruchsstelle stand, wo Husaren-Albert an der Breite seiner Schultern zeigte, wie unmöglich für ihn ein Eindringen in den Tresor gewesen sei – Herr Ostermann trat an Splitterricht und den Kommissar heran:

„Verzeihen Sie, meine Herren, mir erscheint als das Wesentlichste zur Aufdeckung des Verbrechens die Frage nach dem Tresorschlüssel.“

„Ja“, sagte Splitterricht, „darüber sprach ich eben mit dem Herrn Kommissar. So weit ich orientiert bin sind die Schlüssel zum vorderen Eingang der Bank während der Nacht bei dem Kassenboten Matschunke und dem Lehrling Winter. Die Duplikate hat der Herr Generaldirektor selber draußen in seiner Villa in einem eingemauerten und, wie ich mich überzeugt habe, nur durch brutale Sprengung angreifbaren Safe. Also diese vier Schlüssel dürfen wir damit ruhig außer Betracht lassen. Um aber von hier vorn, von der Flinsberger Straße, in die Bank zu kommen, kann man sich auch eines oder zweier Nachschlüssel bedienen. Der Eingang ist zwar mit einem Scherengitter geschützt, aber auch das ist für einen geschickten Schränker nicht schwer zu beseitigen. Ich ebenso gut wie Sie, Herr Kommissar, wir kennen Leute, die, wenn man ihnen Zeit läßt, Nachschlüssel anfertigen, mit denen man jedes Schloß aufkriegt.“

Nun gibt es aber noch einen zweiten Eingang zur Bank, und zwar vom Harlemer Platz aus. Die Schlüssel zu dieser mit schwerem Stahlpanzer versehenen Tür hat einmal der Herr Konsul draußen in Westend in seinem Safe, zum andern hat diese zwei Schlüssel der Hauptkassierer Reese.“

Der Doktor-Kommissar schwieg, und die beiden anderen Herren blieben einen Augenblick ebenfalls still. Aber dann schüttelte Herr Ostermann unmutig sein wohlfrisiertes Haupt:

„Nein, das ist ganz ausgeschlossen!“

Splitterricht lächelte.

„Daß der alte Herr Reese der Täter ist? ... Das hat wohl auch keiner von uns angenommen. Ich erwähne nur die Tatsache. Ich glaube nämlich, daß der Mörder und der Urheber des ganzen Verbrechens nicht von der Flinsberger Straße, sondern vom Harlemer Platz her die Bank betreten hat ... der Eingang vom Harlemer Platz geht, wie Sie wohl wissen, durch einen Hausflur, dann über einen kleinen Hof und von dort zu einem zweiten, sehr engen Flur, der links in den

Heizkeller hinabführt, während rechts die nicht sehr breite Treppe zu den Stockwerken hinaufgeht. Im Erdgeschoß ist kein Eingang zur Bank vorhanden, wohl aber im ersten Stock. Und das ist der Eingang, zu dem Herr Reese die Schlüssel hat. Und zwar hat er sie deswegen, weil er, ein unermüdlicher und gewissenhafter Beamter, sehr oft über die Bürozeit hinaus tätig ist. Das war er auch am Sonnabend, wo er erst nach neun Uhr die Bank verlassen hat – durch den Ausgang nach dem Harlemer Platz.“

„Seltsam“, wunderte sich der erste Prokurist, „da ist man nun Jahre lang in dem Hause und hat von all solchen Dingen keine Ahnung. Daß Reese oft länger arbeitete, daß wußte ich ja, aber ob er vorn oder hinten rausgegangen ist ... wirklich, wir denken alle nur an uns, bis dann plötzlich irgend solche tolle Sache neben uns aufkracht, daß wir schaudernd dabeistehen.“

Kommissar Flatterer bekräftigte das mit den Worten:

„Natürlich, selbst wir Polizeibeamten, die wir doch an Katastrophen und Verbrechen aller Art gewöhnt sind, wir gehen, was unser eigenes Leben betrifft, blind und sorglos an den Dingen vorüber.“

Ostermann zündete sich eine Zigarette an und bot auch dem Kommissar Flatterer sein goldenes, feinziseliertes Etui:

„Ja, damit wären wir nun in der Bank – oder vielmehr dieser große Unbekannte wäre drin. Aber wie ist er in den Tresor gekommen? ... Sie werden sagen: Natürlich mit dem Tresorschlüssel. Den hatte doch aber, soviel ich weiß, überhaupt nur der Kollege Reese.“

„Nein“, erwiderte Splittericht, „auch da ist ein Duplikat vorhanden, und diesen zweiten Tresorschlüssel hat ebenfalls der Herr Konsul in seinem Safe zu Hause in der Villa. Man pflegt sonst das Duplum des Hauptschlüssels in die Tresorwand an geheimer Stelle zu vermauern. Ob das hier in diesem Fall mit einem dritten Schlüssel geschehen ist, weiß ich nicht. Den zweiten hat, wie gesagt, Herr Reese. Er trägt ihn in einer in den Rock genähten Ledertasche bei sich, ebenso wie den Schlüssel zu dem kleinen Geldschrank, in dem die anderthalb Millionen lagen. Also am Tage hat Reese die Schlüssel in der Ledertasche. Nachts schließt er sie in eine Kasette, die auf dem Nachttisch am Kopfende seines Bettes steht. Und in dieser Kasette liegen wohl auch die Schlüssel zum Hinteraufgang der Bank.“

Ostermann nickte:

„Gut! Aber wie steht es mit der Stellziffer auf der Schloßscheibe ... von der haben doch überhaupt nur Herr Reese und der Generaldirektor Kenntnis?“

„Ja“, sagte Herr Flatterer, „durch diese stets geheimgehaltene Stellziffer wird die Sache noch komplizierter.“

Splittericht stimmte zu:

„Ich habe das alles eingehend mit dem Herrn Konsul besprochen, und Herr Lindström hat selbstverständlich mit dem Hauptkassierer darüber geredet. Aber der alte Herr ist derart mitgenommen und war, wenigstens gestern, noch so durchaus handlungsunfähig ... da war in der Tat wenig zu machen. Um so weniger, als der Generaldirektor selbst seinen Kopf mit anderen Dingen so voll hat, daß er sich der Diebstahlsache gar nicht eingehend widmen konnte. Soviel ich gehört habe, kann sich Reese selbst absolut nicht erklären, wie die Schlüssel aus der Kasette von seinem Nachttisch fortgekommen sein können. Daß sie gestohlen worden sein müssen, das ist ja klar. Das sieht ja wohl Reese selber auch ein, wenn er es auch vorläufig noch nicht zugeben will. Denn – mit dem Schlüssel des Direktors kann der Tresor nicht

aufgeschlossen worden sein, weil der bis gestern morgen in dem vollkommen diebessicheren Safe in der Villa lag. Es besteht also gar keine andere Möglichkeit, als daß Reeses Tresorschlüssel benutzt worden ist. Ob der Dieb auch den Schlüssel zum Hinterausgang der Bank entwendet und rechtzeitig wieder an seinen Platz gelegt hat ... ja“, der Doktor-Kommissar hob zweifelnd die Hände, „darüber kann ich auch nichts sagen.“

„Wir stehen also“, meinte Ostermann, „noch an derselben Stelle und vor demselben Rätsel.“

Die Herren schwiegen. Sie sahen einander an, alle drei hatten das Gefühl, daß über dieses scheinbar so undurchdringliche Geheimnis mancherlei zu sagen wäre, was den Schleier am Ende ein wenig lüften könnte.

Splitterricht, der sich leicht gegen Ostermann verbeugte, sagte zu dem Kommissar:

„Ich muß noch mal zum Herrn Oberregierungsrat, sonst läuft er mir fort ... ich habe noch einiges mit ihm zu besprechen.“

Damit verließ er die beiden Herren und ging hinüber zu Herrn Henderson, der sich jovial mit Husaren-Albert unterhielt.

„Darf ich mich Ihnen nachher anschließen, Herr Oberregierungsrat, oder haben Sie hier noch zu tun?“

„Nein, ich wollte gerade gehen, lieber Doktor.“

Er sprach ein paar Worte mit den beiden Unterbeamten, nickte dem Einbrecher zu und stieg mit Splitterricht die kleine Treppe zu den Schaltern hinauf.

Vorhin war es den Kriminalbeamten gelungen, Husaren-Albert in das Bankgebäude hineinzubringen, ohne daß das Publikum etwas merkte. Aber in den zwei Stunden, die seitdem vergangen waren, hatte das Gerücht, es werde hier ein Lokaltermin abgehalten, wie Flugfeuer um sich gegriffen. Bis weit hinauf in die Flinsberger Straße und ebenso auf dem Harlemer Platz standen die Menschen wie Mauern. Sie wollten alle den Einbrecher sehen.

Da nun Vernehmung wie Besichtigung beendet waren, mußte man Albert Holtbuer wieder nach dem Alexanderplatz zurückführen.

Kommissar Flatterer beorderte vom nächsten Revier eine sechs Mann starke Sipo-Patrouille, die die Straße, während Husaren-Albert ins Auto stieg, einigermaßen frei halten konnte.

Ein paar junge Kerle schimpften und drohten, Weiber kreischten und Jungens drängten zwischen den Sipos durch, ein ganz kleiner blieb, mit den Händen in den Hosentaschen, stehen und meinte:

„Donnerwetter, der hat aber was auf'n Kasten!“

Da lachten die Leute. Husaren-Albert sah nach rechts und links, ein breites Grinsen zog um seinen Mund. Dann stieg er, gnädig nickend, in das geschlossene Auto ... Der Chauffeur hupte ein paarmal, und die Menschenmauer wich nach beiden Seiten vor dem davonfahrenden Wagen zurück.

In dem Augenblick, als Splittericht die Ausgangstür öffnete, um den so viel älteren Herrn Henderson voranzulassen, kam im Sturmschritt der Lehrling Winter angelaufen und bat, der Herr Oberregierungsrat möchte noch einen Augenblick zu Herrn Konsul Lindström kommen ... oben hinauf, nach der Hauptkasse.

Henderson und Splittericht blickten sich an, beide wohl mit demselben Gedanken. Etwas zögernd sagte der Oberregierungsrat:

„Ja ... verehrter Herr Doktor, da werde ich doch wahrscheinlich noch etwas aufgehalten ... Wir können uns ja im Präsidium wieder treffen.“

Der Doktor-Kommissar hatte blitzschnell erwogen, daß die Kenntnis dessen, was der Oberregierungsrat jetzt hören sollte, wahrscheinlich sehr wichtig für ihn selbst sein würde:

„Wenn Sie gestatten, Herr Oberregierungsrat, so warte ich auf Sie.“

Henderson ging hinter dem Lehrling die breite, mit dunkelrotem Plüschläufer belegte Eichenholzterrasse hinauf. Er ahnte, daß jetzt der zweite Akt dieser Kriminaltragödie begann.

Im Büro der Hauptkasse saß der Buchhalter Lange hinter dem breiten Zahltisch und arbeitete an der Rechenmaschine. Der Hauptkassierer selbst war nicht hier, und auf die Frage des Oberregierungsrats deutete Lange nach links, wo eine Tür in Reeses Privatkontor führte.

Mit einer wenig angenehmen Empfindung klopfte Henderson an.

„Wollen Sie, bitte, hineingehen, mein Herr“, der Buchhalter zeigte auf die Tür, „die Polsterung hält jedes Geräusch ab.“

Als Henderson in den nicht sehr großen, behaglich eingerichteten Raum eintrat, sah er einen gebrochenen Greis, Totenblässe auf dem Gesicht, in seinem Schreibstuhl mehr liegen als sitzen. Reese hatte die Augen halb geschlossen. Ein Glas Wasser und daneben ein Glasröhrchen mit einem Belebungsmitel zeigten, daß er gezwungen gewesen war, das müde, seinen Dienst auftragende Herz zu stärken. Man konnte zweifeln, ob er bei vollem Bewußtsein war.

Konsul Lindström hatte seinen Ledersessel dicht neben den des alten Mannes gerückt und sprach mit gedämpfter Stimme beruhigend auf ihn ein.

Als Henderson den Raum betrat, fuhr Reese aus seiner Lethargie auf, bekam ein wenig Blut in die Wangen und fragte zitternd:

„Jetzt soll ich wohl verhaftet werden?“

„Aber um Gottes willen!“ Herr Henderson ging auf den Kassierer zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Ich weiß nicht, was Sie Herrn Konsul erzählt haben. Aber das weiß ich bestimmt: Sie haben nichts getan, lieber Herr Reese, wegen dessen man Sie verhaften müßte!“

„Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Oberregierungsrat!“ Konsul Lindström stand auf und trat an die andere Seite des Hauptkassierers, der sich schwer atmend in seinem Stuhl emporrichtete.

„Nein, bei Gott, ich habe nichts begangen ... ich bin immer ein ehrlicher Mann gewesen ... und habe nur meine Pflicht gekannt ... mein einziges Verbrechen ist meine Schwäche für Willi

... der Junge ist mein Untergang.“

Er sank wieder in sich zusammen und stierte in dumpfer Verzweiflung vor sich hin.

Henderson warf dem Konsul einen fragenden Blick zu. Der nickte und gab ihm seine Zustimmung, daß er das pflichtgemäße Verhör mit dem Hauptkassierer vornehme.

„Sagen Sie uns, bitte, alles, lieber Herr Reese, verschweigen Sie nichts. Wir wissen, daß Sie nichts Strafbares getan haben und auch gar nicht imstande sind, etwas Böses und Gesetzwidriges zu tun.“

In halber Apathie nickte der Hauptkassierer:

„Das habe ich doch, Herr Oberregierungsrat. Ich habe etwas begangen ... ein Verbrechen.“

Der Konsul schüttelte den Kopf:

„Keineswegs, liebster Reese. Sie haben etwas unterlassen, aber doch ohne jede böse Absicht!“

„Um ein Strafunrecht zu begehen“, warf Herr Henderson ein, „ist die notwendige und juristische Voraussetzung, daß der Täter das volle Bewußtsein seines Unrechts hat.“

„Das habe ich gehabt“, sagte Reese müde, „ich wußte gestern früh schon, daß die Schlüssel gestohlen sind.“

Henderson horchte auf:

„Welche Schlüssel sind gestohlen, Herr Reese?“

„Die beiden Entreeschlüssel zu dem Eingang vom Harlemer Platz aus. Da bin ich am Sonnabendabend rausgegangen ... Und außerdem“ – der Hauptkassierer machte eine bedrückende Pause – „der Tresorschlüssel.“

Henderson hielt einen Moment den Atem an. Aber indem er die Schuld des Hauptkassierers wachsen sah, beschloß er doch, mit weitestgehender Nachsicht alles zu prüfen, was diesen Unglücklichen entlasten konnte.

Der bog sich vornüber, sein Kopf hing über dem Tisch, als wenn er seine nassen Augen verbergen wollte. Dann richtete er sich langsam auf:

„Ja ... wie ich am Sonnabendabend nach Hause kam, hatte ich sowohl den kleinen Tresorschlüssel wie auch den zum Geldschrank und die beiden Eingangsschlüssel zur Bank in der Ledertasche, die,“ er öffnete seinen Rock und zeigte sie, „hier eingenäht ist. Ich habe die vier Schlüssel“, er klopfte mit dem Finger auf das Kleidungsstück, „die habe ich am Sonnabendabend um zehn Uhr ebenso wie an jedem anderen Tage, wo ich in der Bank war, in die kleine Kasette auf dem Nachttisch neben meinem Bett gelegt. Ich bin darin wie eine Maschine. Ein Irrtum ist gar nicht möglich. Wenn man dreißig Jahre, und so lange bin ich schon Kassierer hier in der Bank, wenn man Tag für Tag genau dasselbe tut, dann kann man sich nicht mehr irren.“

Er schlug die Hände vors Gesicht und brach in wehes Schluchzen aus:

„Nein, nein, es ist ja nicht möglich! ... Er kann es ja doch nicht gewesen sein! ... Mein Willi, mein armer unglücklicher Junge!“

Henderson sah fragend auf den Konsul, der gab den Blick zurück mit einem kaum merklichen Heben der Schultern.

„Sie haben sich dann niedergelegt und haben geschlafen. Haben Sie die Nacht gut und fest durchgeschlafen?“

Der Kassierer bejahte:

„Das ist das einzige, was mich aufrechterhält: ich habe einen festen und sehr gleichmäßigen Schlaf. Ich schlafe immer durch, etwa von zehn Uhr abends bis zum Morgen so um sechs Uhr.“

„Also schön, lieber Herr Reese, den Sonntag über waren Sie zu Hause ... da werden Sie kaum nach den Schlüsseln gesehen haben. Aber am Montag? Was war Montag?“

„Da bin ich aufgestanden wie immer. Habe mich angezogen ... und will fortgehen. Da finde ich mein Schlüsselbund nicht! Krieg 'n Schreck! Sehe nach der Kassette. Da steckt der Schlüssel mit dem Bund im Schloß drin. Mir wurden die Beine ganz schwach, ich mußte mich setzen. Die Kassette war leer.“

„Aber das Schlüsselbund war da?“

Der Hauptkassierer nickte weinend.

„Ist denn die Kassette nicht verschlossen?“

„Doch, Herr Oberregierungsrat, gewiß! ... Gewiß ist sie verschlossen. Der Schlüssel, das ist solch kleiner, ziemlich einfacher Kassettenschlüssel.“

Er griff in die Beinkleidtasche.

„Hier, sehen Sie, das ist er!“

„Und wo liegt das Schlüsselbund in der Nacht, während Sie schlafen?“

„Unter meinem Kopfkissen.“

Hermann Reese rang in stummer Qual die Hände. Er sah seinen Chef an und schüttelte den Kopf:

„Ich überlebe das nicht, Herr Konsul ... das ist mein Ende!“

Herr Lindström nahm die bebenden Hände seines alten Beamten und drückte sie stark:

„Nehmen Sie sich zusammen, Reese, und denken Sie daran, wie wir manche Sache in den dreißig Jahren gemeinsam durchgefochten haben, in dieser langen Zeit, in der Sie mein Vertrauen genießen und in der Sie mich nie enttäuscht haben! ... Jetzt handelt es sich nicht allein um das Leid, das Sie tragen, um Ihren Vaterschmerz – hier steht das Ansehen unserer Bank, der ganzen Firma auf dem Spiel! Soll es etwa heißen, bei dem Millionen-Diebstahl in dem ‚Bankhaus Lindström‘ hat auch der alte Reese seine Hand im Spiele gehabt, wo obendrein kein wahres Wort daran ist!? Sie wissen, was für ein Klatsch und was für eine nichtswürdige Verleumdungssucht in der Konkurrenz lebt. Das müssen wir vor allen Dingen bedenken, wenn wir jetzt Entschlüsse fassen. Wenn ich könnte, wie ich wollte, so würde ich die ganze Angelegenheit mit einem Strich saldieren. Aber das geht leider nicht, 's ist ja nicht mein Geld allein, das in Frage kommt! Unsere Aktionäre haben da auch mitzureden. Und wenn wir und die Aktionäre keinen Pfennig einbüßen, so kommt nachher doch die Versicherung, und die läßt auch nicht die kleinste Falte undurchsucht bei solchem Skandal ... Also Sie, liebster Reese, Sie müssen Ihr Herz hier in beide Hände nehmen und müssen die Sache durchfechten! Traurig sein, leiden und meinetwegen weinen können Sie allein, für sich, in Ihrem Haus. Hier sind Sie der erste Kassenbeamte der Bank, hier müssen Sie als Mann auf Ihrem Posten bleiben und dürfen den andern auch nicht mit einem Augenzwinkern verraten, wie's Ihnen ums Herz ist!“

Diese warmen, menschlichen Worte hoben den alten Mann sichtlich empor. Er riß sich zusammen, setzte sich gerade hin und sprach mit fester Stimme:

„Ich will alles sagen, wie es sich zugetragen hat.“

Als der Schlüssel mit dem Bund gestern früh in der Kassette steckte, da wußte ich, daß die

Bank bestohlen war. Und ich wußte auch ...“, er würgte sein Schluchzen herunter, „ich wußte auch, wer uns bestohlen hat ...

Sonntag abend so gegen neun Uhr war Willi zu Hause und bat mich wieder mal um Geld. Ich habe es ihm abgeschlagen. Ich konnte und ich kann ihm nichts mehr geben. Mein Debetsaldo beträgt beinahe dreißigtausend Mark, das ist mehr als mein Jahresgehalt. Herr Konsul weiß, was ich der Bank schuldig bin, und er weiß auch“, des alten Mannes Stimme wurde wieder leise und zitternd, „Herr Konsul weiß auch, was ich ihm außerdem persönlich schulde.“

„Nichts, lieber Reese, Sie schulden mir nichts! Die Hilfe, die ich Ihnen ein- oder zweimal geleistet habe, ist nur ein gerechter Ausgleich für die dauernde und immer gleiche Treue, mit der Sie für mich gearbeitet haben.“

Reese bewegte zustimmend den weißen Kopf:

„Ja, ich war fleißig und ehrlich, und Sie, Herr Konsul, waren der beste Chef und Arbeitgeber, den ich mir wünschen konnte. Ich wäre ein glücklicher Mensch gewesen und wäre es heute noch, wenn ich – wenn ich keinen Sohn hätte ...“

„Was fanden Sie nun in der Kasette?“ mischte sich Henderson wieder ein.

„Nichts, Herr Oberregierungsrat ... und ich war so verzweifelt ... so verzweifelt! Hätte ich da eine Waffe gehabt ...“

„Torheit! Man macht eine Rechnung nicht dadurch richtig, daß man sich selber austreicht.“

„Jawohl, Herr Konsul, Sie haben ja recht! Und wenn ich es mir nachträglich überlege, das wäre ja das Furchtbarste gewesen, was ich hätte tun können! Wer hätte denn da für meine Ehre und meine Unschuld eintreten sollen?“

„Gewiß“, bestätigte Henderson, „Sie müssen erst mal vor allen Dingen die ganze Geschichte aufklären helfen!“

Der Hauptkassierer sah Henderson dankbar an:

„Ja ... in dem Augenblick, wo ich fast zusammenbrach, da kam der Winter und erzählte mir von dem Einbruch ...“

Er schüttelte den Kopf:

„Wie ich das überstanden habe? ... Nein, daß ich so etwas Furchtbares erleben muß ... ich glaube, das habe ich nicht verdient.“

„Nun, und gestern früh kamen Sie durch den vorderen Eingang in die Bank? Die Schlüssel zum Hintereingang waren fort?“

„Ja, Herr Oberregierungsrat, die Schlüssel waren und sind auch noch fort ... ebenso wie der zum Geldschrank ...“

„Und der zum Tresor?“

Reese öffnete das Seitenschränkchen an seinem Pult:

„Den habe ich hier in dieser Schale gefunden.“

Er nahm die längliche Schale heraus, stellte sie auf den Tisch, und vom Grunde des Schwarzglases hob sich das winzige blanke sichelartige Stahlstück ab, das den Riesengeldschrank öffnete.

Herr Henderson sah sich diesen merkwürdig geformten Schlüssel an:

„Also den hat der Täter wieder da reingelegt ... die anderen hat er mitgenommen und

wahrscheinlich weggeworfen.“

Konsul Lindström meinte zustimmend:

„Ja ... obwohl mir der Zweck, den er damit verfolgt hat, nicht recht klar ist ... Warum geht er, der Täter, meine ich – warum geht der nochmal hierher in Reeses Büro und legt den Schlüssel in die Schale?“

„Er wird nicht gewußt haben,“ mutmaßte Henderson, „daß der Generaldirektor ebenfalls einen Tresorschlüssel besitzt. Und er wollte vielleicht damit, daß er diesen da hier wieder reinlegte, eine gewisse Rücksicht zeigen gegen den Hauptkassierer.“

Hermann Reese sagte ganz leise:

„Ja ... wenn es mein Sohn ist ... aber nein,“ schrie er laut auf, „es kann ja nicht Willi sein! Wenn ich ihm auch noch das zutrauen wollte, daß er stiehlt und einbricht ... ein Mord! Nein, weiß Gott, dazu ist Willi nicht fähig! Gemordet hat er nicht!“

Der alte Mann sank mit dem Kopf auf die Tischplatte, wie im Krampf von seinem Schmerz geschüttelt.

Die beiden anderen Herren blickten sich an, selber ratlos, aber doch von der Schuldlosigkeit Willi Reeses gar nicht überzeugt.

„Und die Stellziffer?“ sagte der Konsul endlich.

„Das ist mein zweites Verbrechen.“

Der Kassierer hob den Kopf mit dem verwirrten weißen Haar und sah die beiden anderen aus todtraurigen Augen an:

„Ich hätte es ja Herrn Konsul längst sagen müssen, daß mein Gedächtnis mich schon seit längerer Zeit im Stich läßt. So konnte ich die Stellziffer auf dem Buchstabenschloß nicht mehr recht im Kopf behalten. Ich habe sie mir jedesmal auf ein kleines Kartonblättchen geschrieben, das ich dann in die Kasette gelegt habe.“

„Da hat es der Täter natürlich leicht gehabt“, lächelte Herr Henderson.

„Ja, und auch das ist mein Verschulden ...“

Der Konsul verneinte:

„Nein, lieber Reese, denn ich will Ihnen bei der Gelegenheit eingestehen, daß ich ebenfalls seit langer Zeit schon die gleiche Praxis befolge. Kein normaler Mensch kann – besonders wenn sie alle acht Tage ausgewechselt wird – eine sechsstellige Ziffer dauernd im Kopf behalten. In der Hinsicht sind wir also Unglückskollegen, das hätte mir auch passieren können. Ich bitte Sie nochmals, lieber Reese, seien Sie ein Mann! Jeder hat sein Schicksal, das er ohne Widerrede tragen muß. Keiner kann's ihm abnehmen, mir nicht und Ihnen nicht. Glauben Sie mir, wir werden uns auch da durchbeißen! Wer weiß, wie alles noch kommt. Willi ist seitdem verschwunden, ja?“

„Er ist seit Sonntag abend nicht nach Hause gekommen.“

„Also wird es die erste Aufgabe der Kriminalpolizei sein, seinen Aufenthaltsort auszukundschaften.“

Reese zuckte zusammen.

Der Konsul klopfte ihm auf die Schulter:

„Was geschehen muß, muß geschehen. Wer weiß, es kann ihm ja auch selbst etwas

zugestoßen sein.“

An diese letzte Möglichkeit, die weder der Konsul noch Herr Henderson irgendwie in Betracht zog, klammerte sich das blutende Herz des Vaters. Er dachte: Ja, es kann ihm ... auch etwas passiert sein, er kann ja ... Und plötzlich rang sich aus der gequälten Brust des alten Mannes ein wilder Aufschrei:

„Vielleicht ist er tot ... ach, wenn er tot wäre!“

Dem Doktor Splitterricht war die Zeit ein bißchen lang geworden. Er hatte erst unten im Schalterraum auf einer Bank gegessen, heimlich beobachtet und angestaunt von den Angestellten. Dann war ihm das zu fad geworden. Er stieg die läuferbelegte Treppe hinauf in den ersten Stock und ging in den kleinen Konferenzsaal rechts neben dem großen Büroraum des Generaldirektors. Die Tür aus dem Konferenzzimmer zum Büro war halb offen.

Das weiße Licht des Wintertages fiel durch die Stores hell herein. Splitterricht schob die Gardine halb zurück und blickte aus dem breiten Doppelfenster hinab auf die Straße, die jetzt, wo es schon auf die Mittagsstunde zuging, Scharen von Passanten belebten. Besonders Frauen, elegante und solche, die es gern sein wollten, flanierten hier und blieben vor den Schaufenstern des Warenpalastes stehen, der der Bank gegenüberlag. Der Detektiv bemerkte eine Frau in hellem Pelzmantel mit lichter Kappe auf den schwarzen Locken, die sich auffallend leicht und graziös bewegte. Er sah dieser Passantin interessiert nach, die sich jetzt eben von einem der Riesenfenster des Warenpalastes abwandte und – unzweifelhaft! – zu den Fenstern der Bank herüberblickte.

Splitterricht stand hinter doppeltem Glas, und unwillkürlich rückte er ein wenig zur Seite, so daß die Gardine ihn noch mehr verdeckte. Die Frau da drüben hätte ihn gewiß nicht erkennen können. Aber sein durch immerwährende Schulung geschärfter Instinkt trieb ihn zu doppelter Vorsicht.

Wer war die Frau?

Er zog ein bequem in der Westentasche zu bergendes, lichtstarkes Glas hervor, brachte Figur und Gesicht der Frau in die Linse und erkannte nun bei schärfster Betrachtung, wer da drüben ging. Das war zweifellos die schwarze Alma, die auch er auf seinen stillen Wegen in der Boyenstraße schon aufgesucht hatte.

Jetzt schritt sie weiter und entschwand aus seinem Gesichtsfeld. Der Detektiv zweifelte nicht einen Augenblick, daß es kein bloßer Zufall war, der die schwarze Alma am heutigen Vormittag hier vorüberführte. Er trug eine kurze Bemerkung in sein Taschenbuch ein.

Während er aber schrieb, hörte er Stimmen, die ihn aufmerken ließen. Der Ton kam aus der Richtung des Büros des Konsuls her, aber nicht aus dem Büro selbst.

Und ohne es noch zu wollen, rein instinktiv, war Splitterricht schon in dem leeren Büro. Jetzt hörte er deutlicher zwei Menschen miteinander reden. Er schlich auf den Zehen um den mächtigen Schreibtisch des Konsuls herum zu der Tür hin, die in Gertrud Reeses Arbeitsraum führte. Auch diese Tür war nicht ganz geschlossen. So konnte Splitterricht der Unterhaltung folgen:

„Ach verlaß mich doch nicht! ... Du bist ja der einzige, an den ich mich halten kann!“

Die Antwort war nicht zu verstehen. Die Männerstimme sprach zu leise. Das Mädchen aber redete deutlich und klar:

„Wenn du mich jetzt im Stich läßt, dann bin ich verloren, dann gehe ich ins Wasser. Ich kann nicht mehr leben ohne dich ... Sieh mal, ich bin sechsundzwanzig Jahre alt geworden und kein Mann hat mich geküßt ... und dann bist du gekommen ... ich wollte dich nicht liebhaben, denn

ich habe mir von vornherein gesagt: es hat keinen Zweck, und es führt zu keinem guten Ende. Aber konnte ich dir denn widerstehen? Du hast mich angesehen, da wußte ich schon: das ist mein Schicksal. Immer habe ich ‚nein‘ gesagt, wenn mich einer gebeten hat. Und wie du kamst, da war es aus mit meinem Widerstand, mit meiner Kraft, ich mußte dir gehorchen ... und wenn du heute noch mal kämst und mich bitten würdest, ich könnte auch nicht anders handeln! Mit dir fängt mein Leben an ... wenn du fortgehst, dann ist es zu Ende ...“

Die männliche Stimme flüsterte wieder, und wieder konnte Splitterricht weder Wort noch Ton verstehen. Er überlegte ernstlich, ob er nicht schnell die Tür öffnen und eintreten solle. Aber durfte er das? Hatte das Geheimnis dieses armen Mädchenherzens irgend etwas mit seiner Arbeit zu tun? Er strengte sein Gehör noch mehr an, um von der Gegenrede des Mannes wenigstens einen Bruchteil zu erhaschen. Umsonst. Der hielt seine Stimme klug im Zaum. Diese Vorsicht schien dem Detektiv wenig Gutes für Gertrud Reese zu bedeuten.

Jetzt sagte sie etwas, das Splitterricht auch nicht verstand. Dann rang sich ein tiefer Seufzer aus der Brust des Mädchens. Sie sprach wieder lauter:

„Und nun kommt das große Unglück mit Willi. Papa hat doch die Schlüssel gestern morgen in der Kasette nicht gefunden ... die beiden Entreeschlüssel ... der zum Tresor lag nachher offen in seinem Pult. Ich begreife es nicht ... ich kann es gar nicht begreifen! ... Ich bin die einzige, die Willi wirklich kennt. Ich weiß, wie leichtsinnig er ist und wie gern er spielt ... wenn der erst mal bei den Karten sitzt, dann gibt es kein Halten mehr! ... Dann vergißt er alles um sich her, selbst mich, die er am liebsten hat. Und trotzdem, schlecht ist Willi nicht! ...

Jemand ermorden, nein, dazu ist er nicht imstande, Paul! ...“

Das Mädchen sprach weiter, aber Splitterricht hörte sie nicht mehr. In dem Augenblick, wo sein Ohr den Namen „Paul“ gefangen hatte, wußte er, wer nebenan bei Gertrud Reese war, wer so klug seine Stimme verhielt. Sicherlich, weil er nicht wollte, daß irgend jemand, am wenigsten der Konsul, von seinem Verhältnis mit Gertrud Kenntnis bekam.

„Paul“ war der erste Disponent Paul Ostermann. Der Detektiv vergegenwärtigte sich das intelligente und energische Gesicht des Prokuristen. Er sah das Auge des Mannes aufleuchten voll Sicherheit und Tatkraft, sah den fest geschlossenen, kräftigen und doch volllippigen Mund, der vielleicht von einem starken Drang der Sinne, aber keineswegs von Weichheit und tiefem Gefühl sprach. Die arme Gertrud tat ihm leid. Aber ob sie ihren Bruder richtig beurteilte? – Verwandte glauben niemals etwas wirklich Böses voneinander.

Lautlos verließ Splitterricht das Büro des Konsuls durch den Konferenzsaal, ging langsam nach der Tür von Gertruds Zimmer, als wollte er dort nur vorbeigehen.

Indem öffnete sich diese Tür. Ostermann trat heraus:

„Sie sind immer noch hier, Herr Doktor?“

„Ja, ich warte auf den Herrn Oberregierungsrat.“

Der Prokurist nickte:

„Der ist bei Reese ... eine unangenehme Auseinandersetzung. Ich bin bloß froh, daß ich daran nicht teilzunehmen brauche. Nichts ist scheußlicher als solche Inquisition eines alten lieben Kollegen.“

Er sah an Splitterricht vorbei den Gang hinunter, an dessen Biegung eben der Konsul und der Oberregierungsrat auftauchten.

„Da ist ja unser Chef! Ich habe noch mit ihm zu reden, ehe ich wegfahre.“

„Sie wollen weiter Ihren Urlaub nehmen?“

„Nein, Herr Doktor, dazu werde ich vorläufig nicht kommen. Ich vermute, Herr Reese wird fürs erste noch nicht arbeitsfähig sein. Und dann, wenn auch unser Herr Lange einspringt ... ich muß wohl doch hier sein. Heute will ich für ein paar Tage nach Paris, wo eine sehr umfassende Transaktion unserer Bank meine Anwesenheit erfordert. Vielleicht darf ich mich gleich von Ihnen verabschieden!“

Splitterricht nahm des Prokuristen dargebotene Hand und empfand auch in deren pressendem Druck den starken Willen und die bewußte Aktivität des Mannes.

„Wenn Sie jetzt mit mir gehen wollen“, meinte Henderson herantretend, „nun bin ich so weit, Herr Doktor.“

„Gleich, Herr Oberregierungsrat.“

Splitterricht ging mit Konsul Lindström den Gang hinunter.

„Ich habe noch etwas im Präsidium zu tun, Herr Konsul, aber dann nehme ich sofort“ – er dämpfte seine Stimme zum Flüstern – „die Suche nach dem gnädigen Fräulein auf!“

Herr Lindström reichte ihm die Hand und hielt sie fest bei seinen leisen, beschwörenden Worten:

„Lieber Herr Doktor! Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich leide! Es ist schrecklich, wenn man schreien möchte und man darf kein Wort sagen! Ich bitte Sie nochmals, wenden Sie alles auf! Alles! Sparen Sie nichts! Ich will nur mein Kind! Bringen Sie mir meine Marion wieder!“

Dann ging Konsul Lindström mit Ostermann in sein Büro. Splitterricht und der Oberregierungsrat verließen die Bank.

Als sie auf die Straße traten, stand gerade vor der messinggeschmiedeten Eingangstür zur Bank ein funkelnagelneuer Cadillac-Wagen, ein wundervolles Gefährt im blendenden Schwarz seiner Lackierung.

Splitterricht, ein begeisterter Autler, trat voll Interesse heran, prüfte die langgestreckte Maschine und bemerkte dabei das Monogramm am Wagenschlag: *P. O.* Er lächelte Herrn Henderson zu:

„Es muß sich doch auch heute noch rentieren, für eine große Bank zu arbeiten.“

„Ja“, nickte der Oberregierungsrat, „so was können wir uns nicht leisten. Übrigens, es ist so, wie ich es mir vorgestellt habe“ – im Grunde genommen hatte er sich gar nichts vorgestellt, aber er liebte es, gelegentlich den mit genialer Kombination begabten Kriminalisten zu spielen.

Splitterricht fiel ihm ins Wort:

„Ganz recht, Herr Oberregierungsrat, ich hab's mir auch so gedacht.“

Herr Henderson, der etwas kleiner war als der Doktor-Kommissar, blickte überrascht zu diesem auf:

„Wieso meinen Sie? Was haben Sie sich gedacht?“

Splitterricht zuckte die Achseln:

„Mein Gott, es ist ja eigentlich die einzige Lösung.“

„Ja, aber woher wissen Sie denn ...?“

„Ich weiß nicht, ich sage mir nur, es kann eigentlich nicht anders gewesen sein!“

„Als daß der junge Reese der Täter ist“, platzte Henderson heraus.

Splittericht nickte:

„Wahrscheinlich ... jedenfalls wird uns nichts übrigbleiben, als diesen Willi Reese so bald wie möglich zur Stelle zu schaffen.“

Herr Henderson nickte energisch:

„Ganz meine Ansicht! Wollen Sie sich denn auch auf die Suche nach ihm machen, Herr Doktor?“

Splittericht schüttelte den Kopf:

„Vorläufig überlasse ich das der berufenen Behörde. Ich selbst habe mit einer anderen Sache zu tun.“

Der Oberregierungsrat sah den Detektiv forschend an:

„Und darüber wollen Sie sich nicht äußern, auch zu mir nicht?“

„Verzeihen Sie, Herr Oberregierungsrat, aber das hier waltende Geheimnis –“

„Schon wieder ein Geheimnis ...?“

Splittericht nickte ernst:

„Ja, und zwar eins, das mich noch weit tiefer ...“, er besann sich, „das mich noch weit mehr interessiert.“

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch, lieber Doktor. Ich wollte, ich könnte auch leben wie Sie, so frei, und bloß meinen Neigungen folgen. Früher habe ich manchmal gedacht, es war ein Fehler, daß Sie von uns fortgegangen sind. Heute scheint es mir aber, daß Sie jetzt erst Ihr großes Talent voll entfalten können.“

Der Doktor-Kommissar lächelte:

„Mein Beruf macht mir Freude ... und wenn ich dazu noch die Anerkennung von so schätzbaren Männern wie Sie, Herr Oberregierungsrat, gewinne, so kann ich eigentlich sagen, ich bin zufrieden mit mir und meiner Arbeit.“

„Das können Sie auch, lieber Doktor!“

Die Herren waren an der Ecke der Flinsberger Straße stehengeblieben und gingen nun hinüber nach der anderen Seite vom Harlemer Platz, wo Splitterichts Wagen stand.

Der Oberregierungsrat sah nach der Uhr:

„Es ist eins ... meine Herren werden auf mich warten.“

Splittericht fragte:

„Sie haben nichts dagegen, Herr Oberregierungsrat, wenn ich Husaren-Albert nachher mal aufsuche? Außerdem möcht' ich meinen Freund Barker im Erkennungsdienst begrüßen.“

„Aber bitte, Herr Doktor!“

Die Herren stiegen ein, und der kleine graublaue Amerikaner durchschnitt mit einer fabelhaften Sicherheit die lärm- und verkehrserfüllte Straße.

Schon von dem Beamten, der in seinem Vorzimmer saß, hörte Herr Henderson, daß eine Verhaftung in der Mordsache Zalewski erfolgt sei. Er wandte sich Splittericht zu.

„Nanu, Doktor?“

Splittericht lächelte ein wenig:

„Wahrscheinlich der unglückselige Canist. Herr Flatterer rief mich gestern abend noch an, er wäre ihm auf der Spur.“

Die beiden Herren traten in das große Büro des Oberregierungsrates.

Henderson drückte auf den Klingelknopf des Tischtelegraphen und sagte zu dem eintretenden Oberwachtmeister:

„Kommissar Flatterer.“

Der Kommissar hatte wohl schon im Vorzimmer gewartet, so schnell trat er ein.

„Na, lieber Herr Kommissar, ist Ihnen der große Wurf gelungen?“

„Ich weiß nicht, Herr Oberregierungsrat“, Flatterer blickte zu dem Detektiv hin, der Henderson gegenüber im ledergepolsterten Armstuhl Platz genommen hatte.

„Vor Herrn Doktor Splittericht hab ich kein Geheimnis ... der ist meistens besser informiert als wir.“

Flatterers glattes Gesicht ließ in keiner Miene erkennen, ob diese Ansicht des Vorgesetzten auch die seine war.

„Ich habe heute früh um fünf Uhr in der Chimborasso-Bar den Conrad Canist festgenommen.“

„Den Angestellten des Bankhauses Lindström?“

„Ja. Er war seit fünf Tagen auf der Tour. Und wie wir gegen Morgen in die Bar kamen, da hatte Canist die ganze Gesellschaft, bessere Demimonde und Nachtbummler aller Art, unter Sekt gesetzt ... hat da eine Zeche von über dreitausend Mark gemacht.“

„Ach nee? ... Wo hatte er denn das Geld her?“

„Das möchte ich auch wissen, Herr Oberregierungsrat.“

„Na, was sagt er denn? Er muß doch irgendeine Erklärung dafür geben?“ Herr Flatterer schüttelte sein blondes Haupt:

„’ne Erklärung gibt er überhaupt nicht ... wäre auch gar nicht imstande dazu, Herr Oberregierungsrat. Der Mann hat einen sitzen, das ist kein Rausch mehr, das ist schon ein Rauschzustand. Doktor Rangower hat ihn vorhin untersucht, der sagte, daß ihm ein solch schöner Fall von Delirium überhaupt noch nicht vorgekommen sei. Der Canist phantasiert nicht etwa oder hat Krämpfe, er begeht auch nicht, wie die meisten solcher Leute, Exzesse, schlägt die Sachen und die Fenster kaputt, nichts – er sitzt einfach da, stiert vor sich hin, grunzt mal, als wenn er lachen wollte, und dann singt er irgendwas, das nicht zu verstehen ist, dann fällt er wieder in seinen völlig apathischen Zustand zurück. Doktor Rangower hat ihm verschiedenes gegeben, jetzt liegt er in ’ner Art Halbschlaf und döst vor sich hin. Manchmal sieht es so aus, als ob er schon tot ist, bloß seine Finger und die Lippen zittern.“

„Hm“, machte der Oberregierungsrat, „haben Sie sich mal nach der Familie umgesehen?“

„Ja, ich war bei seiner Frau in der Arnoldstraße 17.“ Der Kommissar hielt inne. Er war kein schlechter Erzähler und wußte seine Pointen gut vorzubereiten, „Kinder sind nicht da, nur die junge Frau, die übrigens recht nett aussieht.“

„So“, sagte der Oberregierungsrat, „das ist ungemein interessant, lieber Flatterer!“

Das junge Gesicht des Kommissars bekam einen rosigen Ton:

„Verzeihung, Herr Oberregierungsrat, die Frau hat mir leid getan. Das ist ja ein großes Unglück, das sie mit ihrem Mann hat. Und dabei hängt sie an dem Kerl und möchte rein vergehen vor Kummer über sein Trinken.“

„Mir scheint nur, das alles ist nicht so wichtig, lieber Flatterer, wie die Frage, wo der Mensch das viele Geld her hat!“

„Nein. Herr Oberregierungsrat haben ganz recht! Der Canist hat sich nämlich bei seiner Verhaftung im Besitz einer Geldsumme von 46 640 Mark befunden!“

Herr Henderson beugte sich etwas vor und richtete die kneiferbewehrten Augen gespannt auf seinen Untergebenen:

„Wieviel ...? Sechsendvierzigtausend ...? Und wo hat er denn die her?“

Er wiederholte damit seine Anfangsfrage, und der Kommissar konnte ihm nur dieselbe Antwort geben:

„Das weiß ich auch nicht, Herr Oberregierungsrat.“

„Und was sagt die Frau?“

„Die hat auch keine Ahnung.“

„Lassen Sie den Kerl doch mal raufkommen, Herr Flatterer!“

„Das wird nicht gehen, Herr Oberregierungsrat. Er kann nicht laufen, oder er läuft wenigstens nicht.“

„Dann sollen ihn ein paar Beamte unter die Arme fassen und raufragen. Wir haben ja Leute, die das fertigkriegen ...“

Der Kommissar verschwand, und Herr Henderson wandte sich an den Detektiv:

„Na, was meinen Sie dazu, Herr Doktor?“

Doktor Splittericht war nur scheinbar gleichgültig dem Bericht des Kommissars gefolgt. Leise, aber dringlich sagte er jetzt:

„Das ist von höchstem Interesse, Herr Oberregierungsrat. Die Tatsache, daß Canist diese große Summe Geldes besitzt oder doch bei der Verhaftung bei sich trug – man hat sie ihm offenbar hier abgenommen –, das zeigt deutlich ... das gibt mir eine ganz neue Auffassung von der Mordsache.“

„Wieso meinen Sie, Doktor?“

Der Detektiv überlegte und wollte eben etwas erwidern, als die Tür sich auftat und zuerst Kommissar Flatterer eintrat, nach ihm aber sich zwei riesenhafte Beamte hereindrängten, die, ganz wie es befohlen war, den Verhafteten schleppten, indem sie ihn mit ihren Enaksfäusten von beiden Seiten unter den Achseln stützten. Der Oberregierungsrat deutete auf einen der grünen Plüschsessel, die neben dem Tisch in der Zimmermitte standen. Dahinein ließen die Kriminalbeamten ihre Last sinken.

Conrad Canist saß ziemlich gerade in dem Sessel und blickte mit Augen, die denen einer Wachsfigur glichen, im Zimmer umher.

„Also nun hören Sie mal, lieber Freund“, sagte Henderson, „nu erzählen Se mal, was ist denn eigentlich mit Ihnen los?“

Conrad Canist starrte herüber, blöd und verständnislos.

„Na, so reden Sie doch, Mensch! Das ist doch alles Theater!“ Der Doktor-Kommissar stand auf einmal neben Henderson.

„Verzeihen Sie gütigst, Herr Oberregierungsrat, wenn es nicht unbescheiden von mir ist: lassen Sie mich mal mit dem Mann reden ...“

Herr Henderson schien ein bißchen pikiert, aber dann sagte er mit kurzem Lachen:

„Bei Ihrer bewährten Geschicklichkeit in solchen Dingen, Doktor ... also fragen sie ihn mal! Vielleicht antwortet er Ihnen.“

Splitterricht ging dicht an den Sessel heran, in dem diese menschliche Puppe saß, und flüsterte dringlich etwas in ihr Ohr.

Da geschah etwas Merkwürdiges. Das Vibrieren der Finger und Lippen hörte wie durch Zauberschlag auf. Die Muskeln des ganzen Körpers strafften sich, die Hände krampften sich zusammen, wie in einem unendlich schweren Entschluß, das Gesicht bekam Ausdruck, der irre Schein der Augen wich dem lebendigen Blick, und die Lippen öffneten sich, anfangs mühsam und fast widerwillig, zu dem ersten Wort:

„Nein ... nein!“

Splitterricht beugte sich abermals zu dem in qualvollem Kampf mit sich selbst Erwachenden und sagte, diesmal aber deutlicher und für die neugierig aufhorchende Umgebung hörbar: „Sie sind der Mörder!“

Und wiederholte das Wort.

Mit heftigem Kopfschütteln quittierte Canist solche Anschuldigung. Dann erhob er sich, reckte die Glieder und stand mit seiner wohl eins neunzig hohen Gestalt aufrecht da. Der Kopf mit der Hakennase und dem rötlich-braunen Haar, das wirr um die Schläfen hing, ragte noch über die beiden großen Kriminalwachtmeister hinaus.

Canist griff erst in die Brusttasche, dann in die andere, er durchsuchte das Jackett und auch die Beinkleider. Und als er nirgends etwas fand, nickte er mit erwachendem Verständnis:

„Das haben sie mir abgenommen.“

Er blickte die Beamten an:

„Ich muß es aber wiedergeben, was noch davon da ist.“

„Wo haben Sie es denn her?“ fragte jetzt der Oberregierungsrat.

„Ich hab's geschickt bekommen, anonym ... vorgestern ... oder gestern, ich weiß nicht genau ... der Brief war auch dabei, mit der Schreibmaschine geschrieben ... bloß ein paar Zeilen.“

„Wieviel war es denn?“

Das Gedächtnis des langsam aus seinem Rausch Erwachenden tastete nach der Ziffer:

„Vierzigtausend ... dreißig ... nein, fünfzigtausend.“

„Und was haben Sie damit gemacht?“

„Ich weiß nicht.“

„Wo waren Sie denn?“

„Weiß nicht.“

„Wo waren Sie zuletzt, wo haben meine Beamten Sie verhaftet?“

Conrad Canist schüttelte nur den Kopf, hob und senkte die Schultern. Die Erinnerung war ihm offenbar ganz verloren.

Splitterricht, der inzwischen wieder in dem Armstuhl Henderson gegenüber Platz genommen hatte, sprach dazwischen:

„Solche Gedächtnisverluste sind nichts Seltenes bei derart schwerer Alkoholvergiftung. Das Gedächtnis erwacht nach solchen Zuständen manchmal gar nicht wieder, selten gleich, häufiger dagegen erst ganz allmählich. Es wird also wenig Zweck haben, wenn wir jetzt noch mehr aus ihm herausholen wollen.“

Ein matter Blick aus den vom Trunk geröteten Augen des Bankangestellten traf den Detektiv.

Der Kommissar hatte inzwischen einen Haufen Geldscheine und einen im Umschlag steckenden Brief vor Henderson hingelegt:

„46 640 Mark, Herr Oberregierungsrat!“

„Und das ist der Brief?“

Henderson zog das auf gewöhnliches blauliniertes Schreibpapier mit der Maschine getippte Schreiben aus dem Umschlag, der ebenfalls in Maschinenschrift Canists Adresse trug, und las laut:

„Geehrter Herr! Anbei der auf Sie entfallende Anteil unserer Unternehmung.“

„Keine Unterschrift, kein Datum, nichts, nichts ... was soll das nun heißen? Können Sie uns dazu irgend etwas Aufklärendes sagen, Herr Canist?“

Hände und Lippen des Berauschten zitterten und bebten immer mehr. Canist sank in den Sessel zurück, sprach zusammenhanglos und schwer verständlich vor sich hin und schüttelte auf die wiederholte Frage des Oberregierungsrates nur immer wieder den rotbraunen Kopf.

„Ich glaube, Sie lassen den Mann am besten abführen, Herr Oberregierungsrat.“

„Ja ... wenn wir nur noch ein paar Sätze aus ihm herausbekämen!“

In diesem Augenblick gab der Kranke die einzige ihm mögliche Antwort. Mit hastiger Bewegung fiel er vom Stuhl auf den Teppich, in wildem Krampf rissen sich die Glieder zusammen, und dem Anfall folgte jetzt ein regulärer Kollaps. Schaum trat dem Leidenden vor den Mund, die Zähne knirschten aufeinander, die Glieder schlugen und rissen an dem gequälten Körper. Man mußte schnell den Doktor Rangower holen.

„Merkwürdig“, knurrte der Arzt, der, ohne einen der im Zimmer Anwesenden zu begrüßen, sich mit dem Zusammengebrochenen beschäftigte:

„Epilepsie ist es nicht ... obwohl der Anfall epileptische Symptome zeigt ... ganz sonderbarer Fall von Alkoholvergiftung ... ein Glas Wasser, bitte!“

Man brachte ihm das Wasser. Er flößte es dem Kranken mit einer starken Dosis Brom ein.

Dann rannte er mit stummem Kopfnicken aus dem Zimmer.

Den Bewußtlosen trugen die beiden großen Beamten hinaus in die Lazarettträume des Polizeigefängnisses.

„Nun sagen Sie mir, lieber Herr Doktor, was halten Sie davon?“

Kaum hatte die Tür sich hinter Herrn Flatterer geschlossen, als der Oberregierungsrat von seinem Stuhl aufsprang und mit auf die Tischplatte gestützten Fäusten neben dem Doktor-Kommissar stand:

„Was halten Sie davon?“ wiederholte er.

Splitterricht dachte nach. Es dauerte eine ganze Weile, bis er antwortete:

„Vorläufig gar nichts, Herr Oberregierungsrat. Der ominöse Brief kann von Gott weiß wem geschrieben sein. Es kann ihn Canist auch ... selber geschrieben haben ... wengleich ich nicht recht einsehe, weshalb er das getan haben sollte. Das Geld ist eine Tatsache, daran läßt sich nicht deuteln. Vielleicht ist der Canist irgendwie Vorsteher einer Frachtkasse oder dergleichen in seiner Bank –?“

Der Oberregierungsrat ging in dem geräumigen Zimmer mit großen Schritten auf und ab:

„Ich glaube nicht daran, Herr Doktor, daß Canist sich den Brief selbst geschrieben hat. Ich weiß zufällig genau, daß er schon seit ... warten Sie mal, schon seit Freitag in dieser schrecklichen Besäuftheit umherzigeunert. Er kommt mal ins Geschäft, will scheinbar arbeiten, kann aber natürlich nicht. Dann bringen sie ihn mit 'n paar Kollegen oder Kassenboten nach Hause. Man sieht ihn in Gott weiß welchen Kneipen von der niedrigsten Destille bis zum Luxus-Restaurant. Manchmal wird er rausgeschmissen oder auch verhaftet, auf die Wache gebracht, wo man ihn am andern Morgen wieder laufen läßt. Und das geht so sechs, auch acht Tage. Heute ist Mittwoch ...“ Der Oberregierungsrat zählte an den Fingern: „Freitag, Sonnabend, Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch – also sechs Tage ... In dem Zustand ist der Kerl gar nicht fähig, einen so vernünftigen Brief zu schreiben. Flatterer sagte mir vorhin, sie hätten schon bei der Post angefragt, tatsächlich wäre der Brief“, Henderson hielt den Umschlag Splitterricht vor die Augen, „am Montag nach achtzehn Uhr aufgegeben worden und Dienstag früh etwas nach acht zugestellt. Die Frau des Canist ...“, er blickte in das vor ihm liegende Protokoll, „Else mit Vornamen, hat den Brief selbst angenommen und ihn ihrem Säufer von Mann gegen Mittag gegeben, der damit sofort wieder losgezogen ist. Die arme Person hatte natürlich keine Ahnung, was sie ihm da gab, in was für ein Unglück sie ihn damit stürzte.“

„Man wird Canist daraus keinen Vorwurf machen können, Herr Oberregierungsrat. Für mich besteht kein Zweifel, und das Gericht wird dieser Ansicht wohl oder übel folgen müssen, daß er die Unterschlagung dieser Summe unter Ausschluß der freien Willensbestimmung begangen hat.“

„Was haben Sie ihm denn da vorhin eigentlich zugeflüstert, Doktor?“

Henderson sah den Doktor-Kommissar listig an.

„Ich habe nur: ‚Mörder‘ zu ihm gesagt und dann: ‚Bankhaus Lindström‘. Und diese beiden kategorischen Imperative haben irgend etwas in seinem Unterbewußtsein ausgelöst, wovon wir nichts wissen.“

„Und was denken Sie nun, Doktor? Hat er etwas mit dem Morde zu tun oder ist er bloß in seiner Bezechtheit in die Sache hineingeraten?“

„Etwas mehr doch“, sagte Splitterricht langsam, „irgendeine Verbindung ist da vorhanden ... Wenn wir aber davon ausgehen, daß der Mörder, der die ‚Annonce‘ gemacht hat, in der Bank angestellt ist ... Nein“, sagte der Detektiv plötzlich ganz entschieden, „so kommen wir nicht zum Schluß. Das geht alles so wirr und wüst durcheinander, darin muß sich jede Logik verheddern.“

Er dachte einen Augenblick nach: „Vielleicht will der eigentliche Täter den Canist als Sündenbock brauchen ... will durch ihn die Polizei von seiner Fährte ablenken oder doch wenigstens Zeit gewinnen. Er rechnet mit dem, was so im allgemeinen vom Publikum gesagt wird: wenn die Polizei erst mal irgend jemand gefaßt hat, dann sucht sie nicht weiter.“

„Das ist aber ein großer Irrtum“, der Oberregierungsrat klopfte mit der vollen Hand auf die Tischplatte, „da wären meine Leute ja eine schöne Trottelbande!“

Splitterricht lächelte: „Verzeihung, Herr Oberregierungsrat, das ist ja auch nicht meine Ansicht.“

„Ich weiß, ich weiß, lieber Doktor ...! Wenn Sie so dächten, dann könnten wir natürlich auch nicht so gute Freunde sein, wie wir es tatsächlich sind. Aber da täuscht sich nicht nur das Publikum, sondern auch der Herr Mörder ganz gewaltig! Hier liegt eine Sache vor, bei der handelt es sich um die Ehre der Kriminalpolizei! Die Sache müssen wir rauskriegen, und wir werden sie rauskriegen!“

Splitterricht nickte ernst:

„Gewiß, Herr Oberregierungsrat. Aber darf ich jetzt mal hinübergehen zu Kriminalrat Barker?“

„Bitte sehr. Und seien Sie so gut und kommen Sie, ehe Sie wegfahren, noch mal zu mir.“ – –

„Lieber Freund“, sagte der Doktor-Kommissar zu dem Kriminalrat, mit dem ihn Klugheit, Menschenkenntnis und das gleiche warme Herz verbanden, „ich möchte nur gern mal die Karte des verewigten Zalewski ansehen.“

„Verewigt ist gut“, sagte der stets ironisch geladene Barker und putzte sein Monokel.

„Meinen Sie, daß den Herren vom Brecheisen und vom schnellen Griff die Pforten der Ewigkeit verschlossen bleiben?“

„Das nicht, mein Freund.“ Er stand auf, hinkte zum Fenster, das er aufriß.

„Der Teufel soll die dicke Luft holen ... war schon im Feld kein Freund davon, und nun erst hier in den Räumen des heiligen Bürokratismus ... Also den Herrn Oberleutnant vom k. und k. Infanterieregiment.“

Er pfiiff ein paar Takte des bekannten österreichischen Marsches und rief einem seiner Beamten zu:

„Buchstabe Z! ... Z, wie Zacharias oder wie Zwiebel!“

„Ich habe aber heute keine auf der Stulle, Herr Kriminalrat“, entgegnete der Beamte, ein dicker Berliner.

„Na ja, is schon gut!“ Der Kriminalrat winkte mit der Hand. Dann leise zu Splitterricht:

„Ist sonst ein ganz tüchtiger Mensch, der Katzke ... aber er hat ’ne unglückselige Leidenschaft für Zwiebeln. Der ganze Erkennungsdienst stinkt manchmal danach ... Übrigens, Doktor, warum lassen Sie den Toten nicht ruhen, was wollen Sie von ihm?“

„Ich will feststellen, ob Zalewski immer schon so hart gearbeitet hat.“

Der andere verstand die Anspielung sofort:

„Sie meinen mit dem Brecheisen? ... Nein, er war früher ‚Ballonfahrer‘.“

Splitterricht blickte zuerst überrascht und fragend hinüber, dann begriff er:

„Ach so, Sie meinen Erpresser?“

„Tja“, sagte der andere, „und darum kommen Sie zu mir? ... Sonst sehe ich Sie das ganze Jahr nicht ... schöne Freundschaft ist das!“

„Übertreiben Sie doch nicht, Barker! Sie sind der einzige Mensch ...“

„Den Sie nicht für einen ausgemachten Esel halten? Danke!“

„Nun versuchen Sie doch mal ernst zu sein!“

Splitterricht nahm sein Notizbuch heraus.

„Lassen Sie stecken! Ich gebe prinzipiell keine Interviews!“

„Ach, und wie gern, wenn ich nur Beziehungen zur Presse hätte! Dann hätte ich's leichter, von Ihnen was zu erfahren.“

Der Beamte brachte den Karton mit der gewünschten Kartenserie. Und auf jeder Karte befand sich das Bild eines Verbrechers in dreifacher Ausführung: rechtes und linkes Profil und von vorn. Mit geübten Händen fand der Doktor-Kommissar das gesuchte Foto. Er nickte mehrmals:

„Also wie ich es mir dachte ... drei, vier, fünf Vorstrafen, darunter einmal zwei und einmal drei Jahre wegen Erpressung. Wie alt war denn der Herr Oberleutnant eigentlich?“

Er sah vorn die Daten unter den Fotos nach. „Denken Sie mal, schon achtunddreißig! Dabei sah der Mensch – ich sehe ihn noch vor mir auf dem hellen Teppich im Tresor liegen – er sah aus höchstens wie achtundzwanzig ... Also so einer waren Sie, lieber Herr Leutnant?!“

„Ja“, machte der Kriminalrat, „der liebe Verstorbene war ein kluges Kind. Er hat sich auch im Kriege niemals dem Granatfeuer ausgesetzt, war weit hinten in der Etappe und schwer beschäftigt mit der Verfrachtung von galizischen Klavieren und anderen Wertgegenständen. Ich habe zufälligerweise seinen Lebenslauf gelesen: einen derartigen Halunken hat es wohl kaum ein zweites Mal gegeben ... aber nebenbei ein vielseitiger Herr, nur ein bißchen empfindlich gegen Blausäure.“

„Barker!“ warnte Splitterricht, weil der Kriminalrat sich gar keine Mühe gab, besonders leise zu sprechen.

„Na ja, is ja gut! Ich bin artig und zahm wie ein kleines Kaninchen. Also Sie wissen, was Sie wissen wollen, Herr Doktor?“

„Danke schön, lieber Freund, jetzt weiß ich, was ich mir vorher bloß gedacht habe.“

„Und was werden Sie jetzt machen?“

„Jetzt besuche ich den braven Husaren-Albert da drüben.“

Splitterricht deutete nach dem Fenster, durch das man die Gitterfenster des Polizeigefängnisses sehen konnte.

„Gott segne Sie, geliebter Leisetreter!“

Splitterricht ging, den Kopf schüttelnd über den Unverbesserlichen, der doch in seiner Arbeit der ernsteste und zuverlässigste Mensch von der Welt war.

Im Polizeigefängnis öffnete ihm Herrn Hendersons Ausweis und seine Beliebtheit bei den Gefängnisbeamten leicht jede Zelle. Er durfte auch ohne die Anwesenheit eines Aufsehers mit

dem Gefangenen reden.

„Wollen Sie mir ein paar Fragen beantworten, Holtbuer?“

„Gewiß, Ihnen gern, Herr Doktor.“

„Der tote Zalewski war früher auch Erpresser?“

Holtbuers mächtiger Schädel ging auf und nieder:

„Und was für einer, Herr Doktor! So was von gefährlichem Strolch ist noch nicht dagewesen. Er ließ dem, den er erst mal in de Mache hatte, auch nicht das Hemde! Der wollt' es ganz und jar wissen! Da gab's kein Wenn und kein Aber! Das heißt, wenn das Äffchen nicht sofort mit de ganze Münzensammlung rausrückte, denn lernte er bei Zalewski auf die Stelle treten! So was von ‚Ballonfahrer‘ hat es nicht wieder gegeben!“

Splitterricht hatte den Westfalen nicht mit einem Wort unterbrochen. Jetzt sagte er rasch:

„Und den, der die ‚Annonce‘ gebracht hat, hat er den vielleicht auch getrampelt?“

Husaren-Albert blickte förmlich ängstlich:

„Ja, woher wissen Sie denn das, Herr Doktor?“

„Ich weiß noch mehr, Holtbuer! Noch viel mehr ... Der Zalewski ist ein Opfer seiner Erpressungen geworden. Der, von dem ihr die ‚Annonce‘ habt, der hat den Leutnant ermordet, vergiftet. Nicht bloß darum, weil er die anderthalb Millionen allein in die Tasche stecken wollte, sondern vor allen Dingen, weil er den los sein wollte, der ihm das Leben abfraß und der ihn ewig in Angst hielt ... wegen seiner früheren Schandtaten wahrscheinlich.“

Husaren-Albert schüttelte langsam den Kopf:

„So ist es nicht ... nicht ganz, aber beinah ...“

„Na, wie denn?“

„Das weiß ich auch nicht.“

Der Westfale dachte eine Weile nach. Dann sagte er langsam:

„Es gibt einen Menschen ... eine Frau ... die ich gut kenne ... die weiß es! Und, Herr Doktor, wenn Sie mir ein bißchen helfen, daß die in Moabit mich nicht zu sehr vermackeln ... und das können Sie, wenn Sie wollen ...“ Der Einbrecher, der auf seinem Schemel am Tisch saß, blickte so gläubig zu Splitterricht auf, daß der lachen mußte. „Ja, Herr Doktor, das können Sie, und Sie können sogar noch mehr! Was Sie sagen, glauben die Richter, aber unsereiner, der kann reden, wie er will, uns glauben sie ebenso wenig wie nachher dem Rechtsanwalt. Und Sie, das weiß ich, Herr Doktor, Sie wer'n mir auch helfen! Und darum tu' ich auch was für Sie! Ich sage Ihnen den Namen, wo Sie die Strippe wiederfinden, die Sie jetzt verloren haben.“ Er deutete mit seinem ungeschlachten Zeigefinger auf die Stirn des Detektivs.

Splitterricht fragte:

„Und wer ist das?“

„Die schwarze Alma.“

Splitterricht nickte mehrmals:

„Meine Ahnung“, murmelte er, „meine Ahnung.“

Husaren-Albert nickte ebenso: „Ja, Ihre Ahnung, Herr Doktor, aber der Name is von mir.“

Da kam dem Detektiv ganz plötzlich eine Idee.

„Wissen Sie auch, Holtbuer, daß die schwarze Alma Sie eigentlich verpiffen hat?“

Der Starke mit dem strohblonden Storrhaar horchte auf:

„Wieso? ... Wieso, Herr Doktor?“

„Na, sie hat zu Kommissar Starkmann gesagt, Sie wären in den Diana-Sälen. Assistent Nebeltau hat's mir heute erzählt.“

Holtbuer pfiff einen langen Ton.

„Sooo ... na, da will ich Ihnen auch was erzählen, Herr Doktor. Sagen Sie doch die schwarze Alma, ich lasse sie schön grüßen, und fragen Sie mal, was der Mixer macht.“

„Heißt der Mann so?“

„Nee, aber er is es mal gewesen.“

„Und weiter wollen Sie mir nichts sagen, Holtbuer?“

„Nee, Herr Doktor, ich weiß auch nicht viel mehr. Ich weiß bloß, daß der, den Sie suchen, wahrscheinlich 'n Bekannter von die schwarze Töle is ...“

„Und Sie meinen, das ist der Mixer?“

Dem Westfalen schien es schon leid zu sein, daß er so viel gesagt hatte. Mit verkniffenen Lippen blickte er auf die weiß getünchte Zellenwand und hob seine kaltblauen Augen zu dem hochliegenden rechteckigen Gitterfenster, durch das der graue Schnees Himmel in die Zelle sah:

„Ich vermassele nicht gern einen ... aber verbeckern tu' ich schon lange keinen.“

„Verbeckern heißt vergiften“, dachte Splitterricht. Doch er tat keine Frage weiter. Er reichte dem Einbrecher die Hand und ging.

Ehe er das Polizeipräsidium verließ, suchte er, wie versprochen, Herrn Henderson noch einmal auf. Nicht nur, um Abschied zu nehmen. Er hatte ihm Wichtigeres zu sagen.

„Sie sind ein drolliger Mensch.“ Henderson schüttelte den graumelierten Kopf. „Nun verhaften wir schon mal einen in der Mordsache, und da sollen wir ihn wieder freilassen!“

„Ja, Herr Oberregierungsrat. Es kann sich ja doch nur um ein paar Tage früher oder später dabei handeln. Canist kann gar nicht in Haft bleiben. Ich habe eben noch mal mit Doktor Rangower gesprochen, und der sagte mir auch, der Suff löst bei Canist wahrscheinlich Dämmerzustände aus, die die Anwendung des § 51 absolut rechtfertigen. Man könnte den Mann unmöglich haftbar machen für das, was er im Delirium tut, das bei ihm in besonderem Maße in der Form der Bewußtseinshemmung auftritt.“

„Und Sie meinen, Herr Doktor ...?“

„Jawohl, Herr Oberregierungsrat. Ich bin der festen Überzeugung, daß uns Canist, der vielleicht schon morgen seine fünf Sinne wieder beisammen haben wird, daß uns der Mann weit mehr auf freien Füßen nützen kann, als wenn wir ihn hier festhalten. Wenn Sie gestatten, werde ich gleich noch einmal mit dem Herrn Konsul reden. Ich zweifle nicht, daß er mir beipflichten wird. Darf ich vielleicht hier bei Ihnen ...?“

Splitterricht deutete auf das Telefon, und der Oberregierungsrat gab ihm selbst den Hörer.

Der Detektiv bekam die Verbindung schnell. Und wie er es vorausgesagt hatte, war der Konsul auch jetzt mit seinem Vorschlag durchaus einverstanden: Er habe nicht das geringste Interesse daran, daß Canist bestraft würde oder daß man ihn dort auch nur festhielte ... wenn der Herr Oberregierungsrat ...

Der nickte, als Splitterricht ihm des Konsuls Ansicht bekanntgab:

„Ja, die Haftentlassung hängt allerdings von dem Vernehmungsrichter ab. Aber wenn ich mit dem Landgerichtsrat Beckenthin spreche, ich glaube, der wird unsere Bitte kaum abschlagen.“

„Das wäre sehr freundlich von Ihnen, Herr Oberregierungsrat, wenn Sie das so bald wie möglich täten!“

In Splitterichts graublauen Augen lag bei dieser Bitte jener Schimmer von List und Schalkheit, den Henderson kannte und der ihn auch jetzt neugierig machte:

„Sagen Sie doch schon, was Sie da wieder für eine Teufelei vorhaben, Herr Doktor!“

Splittericht überlegte:

„Eigentlich spreche ich nicht gern über meine Pläne ... nicht etwa aus Geheimniskrämerei, aber ich habe da so'n kleinen Aberglauben ... ich meine immer, wenn man so viel vorhererzählt, dann wird nichts aus der Sache, Herr Oberregierungsrat.“

„Aber Sie wollen doch, daß ich den Canist freigebe?“

„Ja, das möchte ich allerdings ... und Sie meinen, daß ich Ihnen dann auch Aufklärung schuldig bin über das, was ich vorhabe?“ Herr Henderson nickte.

Splittericht kaute ein bißchen an der Oberlippe:

„Sehen Sie, Herr Oberregierungsrat, erstens mal wird dieser Canist, der eine außerordentliche Energie besitzen soll, der wird sich jetzt sofort wie ein Schweißhund in den Riemen legen und die Fährte des Mörders, wenn er sie hat, bis dahinaus verfolgen ... außerdem aber habe ich eine Vermutung, ich könnte beinahe sagen, eine Gewißheit. Es muß doch einer an Canist ein Interesse haben, und zwar kein freundliches. Warum schickt er ihm denn die fünfzigtausend Mark?“

„Meine Kalkulation ist so, Herr Oberregierungsrat: Der Mörder, der ja doch zweifellos in der Bank gut orientiert ist, der hat dem Canist, den er genau kennt, von dem er weiß, daß er Tourensäufer ist, die fünfzigtausend Mark geschickt – nicht so sehr, um den Mordverdacht auf Canist zu lenken, als deswegen, weil er ihn von der Straße haben wollte. Ja, dieser verschlagene Bursche hat ein ganz besonderes Interesse daran, daß Canist eine Zeitlang von der Bildfläche verschwindet ... daß er sozusagen zunächst einmal unschädlich gemacht wird, und zwar unschädlich für den eigentlichen Täter!

Und diese Nichtswürdigkeit, Herr Oberregierungsrat, die will ich ihm durchkreuzen. Ich glaube, wir könnten keinen besseren Mitarbeiter finden als gerade diesen Conrad Canist!“

Henderson lächelte: „Da Sie es wünschen, lieber Doktor, werden wir Herrn Canist heute noch oder wenigstens morgen herauslassen.“

Splittericht stellte seinen Wagen bei der Weddingkirche ab. Die Turmuhr schlug zweimal ... halb vier ... er bat einen Sipo, auf das Auto achtzugeben. Dann ging der Detektiv in seinem nachlässig schlendernden Schritt nach der Boyenstraße, bog in diese ein und kam auf der linken Seite an dem Restaurant „Zur schwarzen Alma“ vorüber.

Diesen lockenden Namen hatte ein Maler schwungvoll mit schwarzer Farbe auf die Scheibe gepinselt. Jetzt klebte aber innen am Glase ein Zettel, auf den eine ungelenke Hand die Worte: „Das Lokal ist vorläufig geschlossen“ gemalt hatte. Hinter diesem Zettel hing ein gelber undurchsichtiger Vorhang an Holzringen von einer Messingstange, und diese Stange war so hoch angebracht, daß es unmöglich war, von außen in das Lokal hineinzusehen. Weiter rechts war ein zweites Fenster, ebenerdig wie das erste, aber viel weniger breit, das gehörte zu dem Raum, den die Wirtin als Privatzimmer für sich reservierte.

Splittericht kannte die Kneipe genau. Er dachte nicht daran, stehenzubleiben und Beobachtungen anzustellen. Sein Blick erhaschte alle diese Einzelheiten im Fluge. Im Nachbarhaus hatte ein Schuhmacher ebenfalls zu ebener Erde seinen Laden. Dort trat Splittericht höflich grüßend ein. Kaufte eine Dose Schuhcreme und verwickelte den Meister, der gerade seinen Kaffee trank und die Zeitung dabei las, in ein Gespräch über das Geschäft, über den Verkehr hier in der Straße, ob viel Laufkundschaft wäre, daß leider die Leute nicht mehr so viel auf das gute Aussehen ihres Schuhwerks gäben wie früher und daß gerade die Handwerker, auf die der Staat den größten Wert legen sollte, bei der Verteilung der Güter heute schlechter wegkämen als jeder andere.

Meister Knieriem bestätigte das aus voller Überzeugung: lieber säßen sie in der Kneipe und leerten eine Molle nach der anderen, als daß sie sich die Absätze grademachen ließen.

„Ja“, meinte Splittericht, „aber zu gut kann das Geschäft auch nicht gehen ... ich meine die Kneipen – da nebenan hat schon wieder eine zugemacht.“

Um des Schusters strubbligen Mund zuckte es:

„Sie meinen die ‚schwarze Alma‘? ... Ach, das ist was anderes! Den Saftladen hat die Polizei abgedichtet.“

„Warum denn?“

„Na, da verkehrt doch meistens nischt anderes als Klemm und Greifenberg oder Klau und Lange.“

Splittericht hob langsam den Kopf:

„Ach so ... ist die Frau denn verhaftet?“

„Woher wissen Sie denn, daß es ’ne Frau ist?“ sagte der Schuster.

„Na, steht doch dran: ‚Zur schwarzen Alma‘ ...“

„Ach so, ja. Nee, verhaftet is se nicht ... ’s noch gar nicht lange her, da habe ich sie gesehen ... ich stand vor der Tür und sprach mit ’n Kunden, da ging sie vorbei.“

„Allein?“

„Nee, aber warum wollen Sie denn das wissen?“

„Ach, ich kenne sie eigentlich schon von früher, die schwarze Alma.“

„Wohl so 'ne Art Stiefliebste von Ihnen?“

Splitterricht mit einem vieldeutigen Lächeln:

„Ist sie denn noch so hübsch?“

Der Schuster zuckte die Achseln:

„Jott, wie man's nimmt. Ne ganz ansehnliche Person is se ... wie alt wird sie denn sein? – Vielleicht dreißig ... aber die andere ist hübscher.“

„Ach, es waren zweie?“

„Ja, so'n kleiner schwarzer Lockenkopf. Die ist wirklich zum Anbeißen.“

„So, so ...“, der Detektiv sah nach der Uhr, „wenn man so ins Plaudern kommt, da vergeht die Zeit. Na, auf Wiedersehen, Meister.“

Und als er den Laden verließ, ging er erst eine ganze Strecke die Boyenstrasse hinauf, ehe er umdrehte und auf der anderen Seite wieder zurückkam. Von dort beobachtete er, wieder der Kneipe gegenüber, das Geschäft abermals. Auch jetzt zeigte sich weder Leben noch Bewegung hinter der großen gelben Gardine. Splitterricht ging rasch über den Damm, der von dem Schneefall der Nacht noch viel flockiges Weiß zeigte, und trat schnell ins Haus. Es war, wie er vermutet hatte: das Lokal besaß einen zweiten Zugang vom Hausflur.

Hier war trübes Licht, aber der Detektiv hatte sofort die Stablaterne bei der Hand und tupfte mit ihrem gelben Lichtring über die Türschwelle.

Es war deutlich zu sehen: frische Schneespuren eines Frauenfußes führten ins Lokal ... die schwarze Alma war also zu Hause und ihre Begleiterin wahrscheinlich auch.

Der Detektiv hielt sich nicht auf. Er war schon wieder draußen und ging nach rechts, zur Chausseestraße hin. Einen Augenblick hatte er daran gedacht, bei Frau Alma Olecki anzuläuten, aber den Gedanken gleich wieder verworfen. Wenn sie ihn erst näher kannte, dann war später ihre Beobachtung erschwert, wenn nicht unmöglich. Vor allen Dingen wollte er die Macht jenes seltsamen Zauberwortes an ihr erproben, das Husaren-Albert ihm zuletzt gesagt hatte.

„Der Mixer ...?“ Was mochte sich hinter dieser doch gewiß harmlosen Vokabel verstecken?

So ging er bis zur Kirche, stieg dort in seinen geschlossenen Wagen und fuhr wieder in die Boyenstrasse. Er hielt vor einer Destillation, die schräg gegenüber von der schwarzen Alma, aber im Parterre des Hauses lag. – Bremste gerade vor dem Eingang, stieg vorsichtig aus und ging in das Lokal. Dort suchte und fand er einen Fensterplatz, von dem aus er bequem die Kaschemme drüben beobachten konnte.

Er ließ sich ein Glas Bier geben, an dem er kaum nippte. Dann fragte er den Wirt nach dem Telefon, das – angenehmerweise – auf dem Korridor des Lokals lag, der nach der Küche führte. Er suchte die Telefon-Nummer der Frau heraus. Es dauerte aber eine geraume Zeit, bis sich an der anderen Seite des Drahtes jemand meldete:

„Hier Olecki ... wer dort?“

Splitterricht antwortete nicht gleich. Er wollte sich über den Ton der Stimme klar werden.

„Wer dort?“ fragte die Frau noch einmal.

„Ist Frau Olecki selbst am Apparat? Ich möchte sie gern selber sprechen.“

„Ja. Hier ist Alma Olecki ...“

In diesem Augenblick hörte der Detektiv, der wieder einmal Glück hatte, wie die Wirtin zu jemand, der neben ihr stehen mochte, deutlich sagte:

„... ’nen Augenblick, Annette, ich komme ja gleich!“

Annette? Splitterricht horchte auf. War das etwa ...

„Na, was wünschen Sie denn?“ klang die Stimme von drüben. „Was wollen Sie eigentlich? Hier ist Alma Olecki! ...“

„Ich soll Ihnen einen Gruß bestellen, verehrte Frau ...“

„Von wem denn ... wer läßt mich denn grüßen?“

Splitterricht, der seine Stimme dumpf und rauh hatte klingen lassen, erwiderte jetzt beinahe unverständlich:

„Der Mixer.“

„Wie? Was? Wer läßt mich grüßen?“

„Der Mixer.“

Drüben blieb es eine ganze Weile still. Dann leise, fast zaghaft:

„Bist du es denn wirklich, Teddy?“

Und Splitterricht mit halbem Lachen:

„Na wer denn sonst. Ich muß dich sprechen. Alma ... ja?“

„Gleich?“

„Ja, wenn’s geht, sofort ... ich bin hier bei Staller am Neuen Tor.“

„Ich komme, Teddy! ... Ich nehme mir’n Auto und flitze runter zu dir!“

„Lieb! ... Und sieh dich vor der Tür mal um, ehe du reingehst ...“

„Na, selbstredend ...! Ich kenne sie doch alle, die Heimlichen! Also Wiedersehen.“

Splitterricht hängte den Hörer an und ging nach vorn ins Restaurant an seinen Platz.

Nicht zehn Minuten später trat Frau Alma im hellen Lammpelz mit der modefarbenen Kappe auf dem schwarzen Haar aus dem Hausflur – Splitterricht erkannte die Dame, die heute früh vor dem Warenhaus stand, sofort wieder!

Er wartete fünf Minuten, dann ging er hinüber, schritt schnell durch den Torweg und klingelte zweimal kräftig an dem Türeingang zum Lokal. Sein scharfes Ohr hörte drinnen ein Geräusch, als schliche eine Katze. Es war glücklicherweise kein Mensch in der Nähe. So schlug er mit der Faust ein paarmal gegen das mißfarbige Holz:

„Machen Sie auf! ... Kriminalpolizei.“

Behutsam und wohl voller Angst wurde die Tür, die nach außen aufging, geöffnet:

Annette, die Zofe, stand auf der Schwelle.

Splitterricht zeigte einen Ausweis:

„Ziehen Sie sofort Ihre Kleider an und kommen Sie mit.“

Annette fing an zu schluchzen.

„Wenn Sie sich im geringsten sträuben, muß ich Sie verhaften lassen. Seien Sie vernünftig, es geschieht Ihnen nichts, aber Sie müssen sofort mitkommen.“

Splitterricht stand in der Tür, die offen blieb, damit ihm das Mädchen nicht etwa nach vorn entwischte. Ein paar Frauen aus dem Hause gingen vorbei, die sahen sich neugierig um.

Dann stand die kleine Schwarzlockige mit ihren von Tränen verdunkelten Augen in Hut und Mantel vor ihm, und zwei Minuten später saß sie an Splitterichts Seite in dem graublauen Wagen, der sie rasch entführte.

Eine Stunde später war Alma Olecki wieder in der Boyenstraße. Sie ging gerade wie vorher der Detektiv mehrere Male auf der anderen Seite hin und her, mißtrauisch nach ihrem Lokal hinüberäugend. Dann behutsam in den Flur des Hauses tretend, achtete sie darauf, daß niemand sie beobachtete, und lauschte an der Tür zum Lokal lange Zeit, ehe sie aufschloß und in ihre Wohnung ging. Drin hielt sie sich nicht lange auf. Vielleicht eine Viertelstunde. Dann kam sie mit einem großen Lederkoffer heraus auf die Straße, sah sich ungeduldig nach einem Wagen um, stieg, als ein Auto vorfuhr, behende, den schweren Koffer ohne Mühe meisternd, hinein und fuhr davon.

Noch an demselben Nachmittag war die Kriminalpolizei da. Herr Flatterer und seine Leute durchstöberten die Kaschemme „Zur schwarzen Alma“ bis in die geheimsten Winkel. Aber sie fanden nichts, was man auch nur hätte beschlagnahmen können. Später gingen Fahndungsblätter und der Steckbrief mit dem Bilde von Alma Olecki nach allen Richtungen der Windrose. Aber die schwarzhäarige Frau war und blieb verschwunden. Nie gewann man Klarheit über die Rolle, die sie vielleicht bei dem Bankeinbruch gespielt hatte.

Splittericht fuhr seinen Wagen in die Garage, die in der Nähe des Bahnhofes Zoologischer Garten lag, und nahm eine Autodroschke. In Fällen, wo er selbst beobachten wollte, war ihm der eigene Wagen lieber, weil er nur mit ihm gänzlich unabhängig war. Wo er aber gewärtigen mußte, selber beobachtet zu werden, da wählte er in jedem Falle eine flotte Taxe.

Er fuhr mit seiner hübschen Begleiterin vom Anhalter Bahnhof fünf Uhr dreißig nach Dresden. Und er würde sich des Flugzeuges bedient haben, wenn ihm nicht daran gelegen hätte, in einer längeren Unterhaltung dies und jenes aus dem schwarzen Lockenkopf herauszuholen.

Zuerst war Annette sehr ängstlich gewesen, aber Splittericht hatte in seiner ruhigen, menschenfreundlichen Art das beste Mittel, solche Mädchenfurcht zu besiegen.

Er hatte sich von der Kleinen erzählen lassen, wie sie von Marion Lindström durch das nächtliche Telefongespräch nach dem Anhalter Bahnhof gerufen worden war. Er selbst kannte ja diese Tatsache und die näheren Umstände genau. Aber er konnte hier gleich feststellen, wie weit Annette ihm die Wahrheit sagte. Und was ihn noch mehr interessierte: wie war Annette zu der schwarzen Alma gekommen?

Das Mädchen schien dabei gar nichts Auffälliges zu finden:

„Das gnädige Fräulein hat mir die Adresse gesagt ... da sollte ich bleiben, bis ich weiter von ihr Bescheid kriege.“

„Kennt denn Fräulein Lindström die Wirtin dort?“

„Ich weiß nicht, Herr Doktor ... aber ich denke mir, er wird ihr die Adresse gesagt haben.“

„Der angeklingelt hat heut morgen“, bestätigte Splittericht nachdenklich.

„Ach, Herr Doktor, ich finde mich da nicht durch. Die ganze Geschichte ist so scheußlich. Das arme gnädige Fräulein tut mir so leid.“

„Was geschah nun, als Sie in Dresden ankamen?“

„Da haben wir uns ein Auto genommen und sind nach der Theresienhöhe gefahren, die liegt nahe beim ‚Weißen Hirsch‘. So eine kleine Straße. Den Namen und die Nummer weiß ich nicht. Aber wenn ich da bin, finde ich sie wieder.“

Splittericht nickte. „Und was geschah nun weiter?“

„Wir haben uns hingelegt ...“

„Wie spät war es da?“

„Vielleicht sechs Uhr ...“

„Und dann?“

„Dann läutete das Telefon.“

„Wann?“

„Es kann halb acht gewesen sein ... aber nicht in unserem Zimmer, der Apparat war nebenan ... ich schlief mit dem gnädigen Fräulein zusammen, weil ... sie hatte nur ein Zimmer gemietet, und dann hatte sie wohl auch ein bißchen Angst. Denn wie der Apparat ging, sprang sie aus dem Bett und lief ins Nebenzimmer. Da sprach sie ’ne ganze Zeit am Telefon. Von dem, was sie gesagt hatte, hab’ ich das wenigste verstanden ...“

„Aber Sie glauben auch, daß sie mit dem Mann gesprochen hat, der ihr den Brief geschrieben hat?“

Das Mädchen wurde brennendrot.

„Ja“, sagte sie leise, „ich habe mir ja schon so viel Vorwürfe gemacht darüber!“

„Haben Sie denn öfter solche Briefe überbracht, Annette?“

Splitterricht sah die Angst auf des Mädchens Gesicht. Er fragte wieder:

„Schon öfter, Annette? ... Wie oft denn?“

Nun kamen der Kleinen die Tränen, und rückhaltlos erzählte sie ihrem Begleiter alles. Auch den Diebstahl der zweihundert Mark, als ihr Splitterricht auf den Kopf zusagte, daß sie selber ebenso wie ihre Herrin erpreßt worden wäre und daß zu einer Erpressung immer ein Unrecht gehöre.

„Das war freilich sehr unrecht! Aber es hat keinen Zweck, jetzt den vergangenen Dingen nachzutruern, die Hauptsache ist, daß wir weiteres Unheil verhüten.“

Annette, die ihren Gram und Ärger nach Frauenart rasch auf einen anderen übertrug, erboste sich:

„Ich kann mir gar nicht denken, wie der nichtswürdige Kerl die Adresse des gnädigen Fräuleins rausbekommen hat.“

„Ist Fräulein Lindström vielleicht schon früher einmal in Dresden gewesen?“

Annette dachte nach:

„Ja ... ja, vor gar nicht so langer Zeit, ich glaube, im Oktober.“

„Und war sie da allein?“

„Ja. Erst sollte ich mitkommen, aber im letzten Moment fuhr sie doch ohne mich.“

Splitterricht blickte das Mädchen eine Weile an, ohne zu reden. Annette errötete von neuem:

„Sie glauben wohl, Herr Doktor, ich habe ... dem Menschen die Adresse gegeben ...? Nein, wahrhaftig nicht!“

Der Detektiv winkte mit der Hand ab:

„Das war auch gar nicht nötig! Fräulein Lindström ist ein so harmloses Gemüt, sie hat absolut nicht die Fähigkeit, jemand etwas zu verheimlichen. Von ihrer Reise nach Dresden im Oktober hat dieser Mensch natürlich Kenntnis gehabt, und so hat er jetzt einfach auf gut Glück ein paar Pensionen angeklüngelt, von denen die junge Dame wahrscheinlich die eine oder die andere aufsuchen würde. Und hat, wie solche Leute oft, Glück gehabt. Aber was geschah dann?“

„Das gnädige Fräulein hat mich sofort wieder nach Berlin geschickt. Ich mußte mich Hals über Kopf fertigmachen, meine Sachen in den kleinen Koffer schmeißen und weg! Sie selbst hat unterdessen ein Auto bestellt, und ich bin gerade noch zu dem Neun-Uhr-Zug zurechtgekommen.“

Um allein zu sein mit der Zofe, hatte der Detektiv im D-Zug sämtliche vier Plätze des Kupees erster Klasse belegt. Die Glastür nach dem Gang war geschlossen, er konnte sich ruhig mit der Kleinen unterhalten.

„Nun, sagen Sie mal, liebes Kind, haben Sie denn gar keine Ahnung, wer derjenige ist, der Ihnen respektive Ihrer Herrin zwei Jahre lang diese Briefe geschrieben hat?“

„Nein, Herr Doktor.“

„Die Briefe steckten immer in doppeltem Umschlag?“

„Ja, der äußere an mich, und innen stand die Adresse vom gnädigen Fräulein.“

„Und kein Absender, kein Zeichen, niemals ein handgeschriebener Buchstabe?“

Annette schüttelte den Kopf:

„Nein, nie, Herr Doktor.“

„Fragen, ich meine das gnädige Fräulein fragen konnten Sie nicht?“

„Doch, ich habe es einmal versucht. Aber nie wieder! Sie hat so furchtbar geweint, daß ich es gar nicht mit ansehen konnte.“

„Was wollte er denn von ihr ... bloß Geld?“

Die Zofe hob ihre runden Schultern und senkte die dunklen Augen.

Splitterricht nickte. Sein Fragen war ihm selbst peinlich. Aber er mußte auch darin klarsehen.

„Haben Sie nie bemerkt, daß Fräulein Lindström mit irgendeinem Mann viel ausging oder ausfuhr ... oder sich mit einem bestimmten Herrn besonders gern unterhielt?“

„Nein ...“ Annette strengte sich offenbar an, diese zwei Jahre in Gedanken noch einmal zu durchfliegen. Aber der Doktor sah auf ihrem hübschen Gesicht deutlich, daß all sein Fragen umsonst sein würde.

„Können Sie sich gar nicht an eine bestimmte Person erinnern, die Fräulein Lindström besonders bevorzugt hat?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf:

„Nein. Ich weiß nur, daß sie alle paar Tage oder auch vielleicht jede Woche einmal, genau kann ich es nicht sagen, fortgegangen ist und daß sie dann immer sehr traurig war, vorher und nachher. Aber wohin und mit wem? – Nein, Herr Doktor, ich habe keine Ahnung.“

„Verkehrten denn viele Herren in Ihrem Hause?“

„Sehr viele! Das ist es ja eben, Herr Doktor. Es sind so viele Herrschaften zu uns gekommen. Und dann ist unsereins doch auch nur selten im Zimmer ... wenn man serviert oder gerade gerufen wird ... ich habe mir so oft den Kopf darüber zerbrochen. Aber der Mensch ist wahrscheinlich so klug und überlegt alles, was er tut – da ist nichts rauszukriegen.“

Splitterricht lachte, und sofort öffnete sich auch der rote Mund an seiner Seite voller Heiterkeit.

Der Detektiv sah Annette an und war in diesem Augenblick doppelt froh, daß er sich entschlossen hatte, das Mädchen mit nach Dresden zu nehmen. Nicht nur, daß er mit Annettes Hilfe Marion Lindströms Unterkunft leichter auffinden würde, nein, auch um des Mädchens Sicherheit, wenn er sie allein in Berlin gelassen hätte, wäre ihm bange gewesen ... Sie war trotz ihres leichten Sinnes ein liebes Geschöpf, für das er sich, wie es nun mal seine Art war, jetzt schon verantwortlich fühlte.

Ein seltsam düsteres Spiel rollte sich da vor ihm ab: der, dem er auf der Spur war, verfügte über Menschen und Menschenleben mit einer Sicherheit, wie sie nur der Verbrecher großen Stils besitzt. Der Mann, der Marion Lindström bis zu einer scheinbar willenslosen Hörigkeit herabgezwungen und an sich gekettet hatte, der war auch noch ganz anderer Verbrechen fähig. Übersah man den ganzen Komplex der in Konsul Lindströms Haus und in dem „Bankhaus Lindström“ geschehenen Dinge, so ergab sich in logischer Folge, daß hier der verbrecherische

Wille eines Menschen wirksam und in all seiner Verborgenheit deutlich war. Das machte den Weg der Verfolgung und Erforschung verschlungener, dornenvoller, die Hindernisse größer, aber auch den Enderfolg, der an einem und demselben Punkte lag, desto sicherer. Das Wichtigste in Splitterichts Tätigkeit, das empfand er stark, war die Vermeidung jedes Zeitverlustes.

Mit dem Lächeln, das eigentlich nur in seinen Augen lag, fragte er das Mädchen:

„Haben Sie einen Freund, Annette?“

Sie kicherte: „Na, einen Freund hat doch heute jede, Herr Doktor! ...“

Splittericht hatte die Kleine jetzt da, wo er sie haben wollte: sie vertraute ihm.

„Wollen Sie mir sagen, wer das ist, Annette?“

„Mein Freund? ... Ja, gern! ... Er heißt Alfred Matschunke und ist Kassenbote in der Bank beim Herrn Konsul.“

„Haben Sie mit dem auch über die Angelegenheit, ich meine, über das gnädige Fräulein, gesprochen?“

„Aber selbstverständlich, Herr Doktor. Sogar sehr oft.“

„Und der weiß auch nichts? ... Hat auch keinen Verdacht?“

„Nö ... wir haben sie alle durchgenommen, die Herren von der Bank und die sonst zu uns kamen.“

„Na, fangen Sie doch mal an! ... Da ist zuerst ... na, wer denn?“

„Zuerst?“ – Annette blickte unentschlossen. „Na, nehmen wir mal zuerst Herrn Ostermann!“

Splittericht nickte:

„Gut. Was ist das für ein Mensch, dieser Herr Ostermann?“

„Das ist der erste Prokurist, und“ – sie sagte es mit großer Wichtigkeit – „er ist der Vertrauensmann des Herrn Generaldirektors. Herr Lindström tut nichts, ohne Herrn Ostermann zu fragen!“

„Und was halten Sie von ihm?“

„Ich? ... Ach, gegen den Mann kann man nichts einwenden. Wenn der was sagt, dann hält er's auch. Wenn man ihn um was bittet, zum Beispiel der Alfred wollte Zulage haben, und damit ist der Herr Konsul nicht immer so schnell bei der Hand. Aber da ist Alfred zu Herrn Ostermann gegangen, und der hat's ihm versprochen, und gleich im nächsten Monat hat er fünfundzwanzig Mark mehr gekriegt.“

„Also er ist eigentlich ein guter Kerl?“

Annette bejahte eifrig, sie strahlte förmlich, als sie sagte:

„Ein sehr guter Mensch. Der beste Mensch von der Welt!“

„Wer? Herr Ostermann?“

„Nö, Matschunke.“

Der Detektiv lachte:

„Das ist selbstverständlich der beste Mann, den's gibt. Sonst würden Sie ihn doch nicht lieben! ... Aber ich meine den ersten Prokuristen. Ist der auch solch Musterexemplar?“

Annette schwieg unschlüssig:

„Ich weiß nicht ... gut und zuverlässig, das ist er ja ... aber mit Frauen ...“

„Wieso mit Frauen?“

„Ich weiß nicht, ob ich das sagen darf, Herr Doktor.“

„Mir müssen Sie es sogar sagen, Annette! Ich will's ja nicht aus Neugierde wissen, ich will ja Ihrem armen Fräulein helfen und will feststellen, wer der Erpresser ist, der Fräulein Marion in seinen Krallen hat.“

„Ja“, nickte die Kleine wütend, „und dabei will ich Ihnen helfen, wie ich bloß kann!“

„Also“, sagte Splitterricht, „da müssen Sie mir auch jede Frage beantworten. Was meinten Sie vorhin mit den Frauen bei Herrn Ostermann?“

„Na, er hat doch was mit Fräulein Trudchen.“

„Ach so!“ Splitterricht hob und senkte langsam den Kopf. „Ja, und Sie glauben, das ist kein Glück für Fräulein Reese?“

„Ich weiß ja nicht, Herr Doktor, bloß Fräulein Gertrud, die kommt doch auch oft zu uns, und die ist immer so unglücklich.“

„Ist sie das nicht mehr wegen ihres Bruders Willi?“

„Der arme Willi“, bedauerte Annette, „auf dem hacken sie alle rum. Und das ist so 'n lieber Mensch! Der gibt das Letzte her, wenn er irgendeinem helfen kann ...! Er spielt ein bißchen, na ja ...“

„Er spielt aber ein bißchen viel, Annette!“

„Na ja ... aber ... Herr Doktor, das verstehe ich ja nicht so. Aber er ist doch so 'n reizender Mensch!“

„Noch reizender als Herr Matschunke?“

„Ach, das ist doch wieder ganz was anderes!“

„Also, Annette, nun passen Sie mal recht auf und überlegen Sie sich meine Frage genau: Sie wissen doch, was in der Bank geschehen ist, es sind anderthalb Millionen gestohlen worden, und der eine von den Einbrechern ist vergiftet.“

Die Kleine nickte eifrig. Große Angst malte sich in ihren Zügen:

„Ja, das ist doch schrecklich, Herr Doktor!“

„Also, Annette, nun sagen Sie mal: halten Sie den jungen Reese, Willi Reese, halten Sie den für fähig, solches Verbrechen, nicht bloß einen Einbruch, sondern auch einen Mord, zu begehen?“

Und Annette, ohne sich im geringsten zu besinnen:

„Nein, Herr Doktor, auf keinen Fall. Ich kenne Herrn Reese genau ... ich kann es Ihnen ja ganz offen sagen: ehe ich mit Matschunke gegangen bin, bin ich ein paarmal mit Herrn Reese ausgewesen. Wir haben uns auch geküßt, und er war sehr zärtlich, aber nichts weiter. Er hat mich ebenso behandelt, als wenn ich eine von den Damen aus seiner Gesellschaft wäre. Und wir haben stundenlang miteinander geplaudert, und er hat mir ... mehr als einmal hat er sich mir anvertraut und mir sein ganzes Herz ausgeschüttet ... wie unglücklich er wäre über seine verdammte Spielerei ... Das sage nicht ich, das hat er selbst gesagt. Aber sonst ... nein, auf den laß ich nichts kommen. Der hat nicht eingebrochen, und 'n Mord!“ Sie lachte laut auf. „Einen Mord begehen ... ach, der kann ja keinem Kind was tun!“

„Na, wer ist denn nun noch häufig in die Villa gekommen?“

Annettes Gesicht wurde ernst. Sie zögerte mit der Antwort. Dann endlich:

„Herr Doktor Hempelmeier.“

„Das ist der erste Aufsichtsratsvorsitzende, nicht wahr?“

„Ja ... aber über den möchte ich nichts sagen.“

„Fangen Sie schon wieder an?“

„Nein, Herr Doktor, aber der Mann ist mir in tiefster Seele zuwider.“

„Hat er Sie etwa beleidigt?“

„Ja. Wenn der alte Herr Martin nicht dazugekommen wäre, ich meine, der Diener von Herrn Konsul ...“

„Er wurde zudringlich, nicht?“

Annette bekam wieder dunkelrote Wangen:

„Ja, die Reichen denken immer, ein armer Mensch ist bloß zu ihrem Vergnügen da ...“ Sie machte eine Pause. Und dann, triumphierend fast: „Und dabei hat er gar nicht so viel! Er ist gar nicht reich! Das ganze Geld gehört seiner Frau. Und ich sage Ihnen, Herr Doktor, das ist ein Weib, so was Schreckliches können Sie sich nicht vorstellen! Er taugt gewiß nicht viel, der Herr Doktor, aber er hat auch seine Strafe schon weg ...“ Annette kam ins Plappern: „So ein Geizkragen, und immer muß sie recht behalten! Der Mann kann sagen, was er will, sie behauptet das Gegenteil.“

„Na, dann ist es am Ende zu verstehen, wenn sich der Herr Doktor nach einem Ersatz umsieht, obendrein, wenn er so niedlich ist.“

Annette lächelte. Die Schmeichelei aus dem Munde dieses ernstesten Mannes freute sie doppelt.

„Trauen Sie ihm denn, diesem Doktor Hempelmeier, meine ich, trauen Sie dem solch schweres Verbrechen zu?“

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, aber ... ich kann ihn nicht ausstehen ...“, sie überlegte „ich glaube überhaupt nicht, Herr Doktor, daß der, den Sie suchen, bei uns verkehrt hat ... mit dem gnädigen Fräulein wohl, aber deswegen braucht er ja nicht ins Haus gekommen zu sein.“

Splitterricht verneinte, ohne zu sprechen. Er war der gegenteiligen Ansicht:

Dieser seltsame und fürchterliche Mensch mußte in der Nähe des Konsuls und seiner Familie leben. Er mußte aber auch Beziehungen zu Willi Reese haben, denn daran, daß Willi Reese, der offenbar geflohen war, seinem Vater die Schlüssel gestohlen hatte, daran zweifelte Splitterricht nicht mehr.

„Werden Sie denn aber auch das Haus und die Straße wiederfinden, Annette?“ fragte der Doktor-Kommissar, als er mit dem Mädchen im Speisewagen zu Abend aß.

Sie war ihrer Sache nicht ganz sicher.

„Wir haben Vollmond“, sagte Splitterricht, „aber in der Nacht sieht bekanntlich alles anders aus als am Tage.“

„Ich weiß ja nicht, Herr Doktor ...“

„Na, wir werden's bald sehen!“

Und als sie nicht lange danach absichtlich langsam über die Hänge der Dresdner Heide rollten und in die Höhe des Waldschlosses kamen, erkannte die Zofe wirklich die Gegend so weit wieder, daß man mit einigem Hinundherfragen nach der Rochlitzer Straße zu der Villa kam, in der das Mädchen heut am frühen Morgen mit ihrer Herrin geschlafen hatte.

Es war um neun Uhr. Aber das kleine Schweizerhaus an der Bergwand, das von einem Gärtchen umgeben in Schnee und Winterkälte fror, lag jetzt dunkel und einsam im blassen Mondlicht.

Der Detektiv zog energisch die Schelle an der Gartenpforte. Er klatschte in die Hände, rief laut, aber niemand und nichts antwortete ihm. Er eilte zur Nachbarvilla, erst nach rechts und dann nach links, und da fand er eine freundliche, redselige Dame, die ihm Auskunft gab über die Madame Pönngen, die heute wie jeden Abend in ihrer Theatergarderobe im Dresdener Schauspielhaus sei.

Dann wüßte die Dame wohl auch, ob ein junges Mädchen mit Frau Pönngen zusammen fortgegangen sei?

Aber davon wüßte die rundliche Frau nichts. Sie entschuldigte sich wortreich: sie habe nichts gesehen und gehört von einer neuen Mieterin, sie kümmere sich eben um gar nichts, was nicht sie selber und ihr Haus angehe. Nein, von solchem „Gemähre“ halte sie sich fern, davon wolle sie gar nichts wissen!

Der Detektiv dankte und fuhr, noch immer von dem Redestrom der Sächsin unplätschert, mit Annette davon.

Ehe er weiter Nachforschungen anstellte, mußte er vor allen Dingen nach der Hauptpost, er hatte mit dem Konsul verabredet, daß sie sich gegenseitig alles Wichtige durch Blitztelegramm mitteilen wollten.

Sie hielten vor der Hauptpost, und Splitterricht ging in das hohe Gebäude, fand, was er noch nicht erwartet hatte, ein Blitztelegramm vor. Er riß es auf und war, das passierte ihm nicht oft, überrascht.

Langsam, in harter Gedankenarbeit, schritt er über die hallenden Fliesen des großen, matt erhellten und um diese Zeit einsamen Postraums. Er hielt das offene Telegrammblatt noch immer in der Hand, als er zu dem Chauffeur sagte:

„Fahren Sie uns in das Minerva-Hotel.“

Im Auto saß er eine ganze Weile stumm und gedankenverloren, heimlich betrachtet von der

Zofe, die vor Neugier brannte.

Und dann, sehr bedächtig:

„Ich muß noch in der Nacht zurück nach Berlin, Annette, aber ich möchte Sie nicht gern auch dieser Anstrengung aussetzen. Sie sind nun seit gestern abend eigentlich unablässig auf den Beinen. Ich glaube, es ist besser, Sie bleiben über Nacht hier und kommen morgen früh um neun Uhr mit dem D-Zug nach.“

Die Kleine machte ein weinerliches Gesicht:

„Aber warum denn, Herr Doktor, was ist denn bloß passiert! ... Ich möchte nicht gern allein hierbleiben! Da ängstige ich mich halbtot!“

Splittericht, der noch immer mit seinem Denken und Erwägen nicht am Ende war, sah das Mädchen lange an, bis er zuletzt sagte: „Fräulein Lindström ist schon zu Hause. Der Herr Konsul telegraphiert mir eben ... lesen Sie!“ Er gab ihr die Depesche und leuchtete dazu mit der Stablaterne.

„Marion eben angekommen stop tausend Dank Konsul.“

„Und da freuen Sie sich nicht, Herr Doktor?“ rief Annette. „Das ist doch herrlich! Was Schöneres gibt es ja gar nicht! Ach, ich bin so froh, so glücklich! ... Wenn Fräulein Marion wieder da ist ...“ Sie schwieg und wurde nun ihrerseits nachdenklich:

„Aber wie hat sie nur in so kurzer Zeit ... wie ist das bloß möglich? ... Erst reist sie fort, weil sie es gar nicht mehr aushalten kann, und nun ...“

„Ja“, sagte der Detektiv, „das ... das wundert mich auch ... ich würde bestimmt eine telegrafische Rückfrage anstellen, wenn ich nicht zufällig wüßte, daß um elf Uhr ein Flugzeug geht, mit dem ich wegkomme. Dann bin ich vor ein Uhr in Berlin und ... und ich glaube, ich werde da noch zu tun haben.“

„Bitte, bitte, Herr Doktor, nehmen Sie mich mit! Ich will hier nicht allein bleiben.“

„Wie Sie wollen, Annette, schließlich ... die Nacht ist ja noch lang, und Sie können sich nachher in Berlin ausschlafen.“

Das Auto wendete, war eine Viertelstunde später am Flughafen, von wo Splittericht mit seiner Begleiterin um elf Uhr nach Berlin flog. — — —

Gegen ein Uhr half der Doktor-Kommissar dem Mädels aus dem Flugzeug. Eine Taxe brachte sie nach Westend vor die Lindströmsche Villa.

In der zermürbenden Angst um seine Tochter hatte der Konsul keinen Schlaf gefunden und seinen Schwiegersohn noch spät zu sich gebeten. Die Herren saßen im Rauchzimmer und bemühten sich, Schach zu spielen. Stefan von Wieland schob seinen Aschbecher von sich:

„Wenn wir so weiterrauchen, Vater, dann sind wir in drei Tagen fertig.“

„Ja ...“, der Konsul drückte seine Havanna aus, „man möchte es gern unterlassen ... aber die Stunde ist schlecht gewählt, wie mir scheint, für solches Experiment ... Du, Stefan, ich glaube, es hat geklingelt ...“

Der Konsul in seiner Hausjoppe, weiche Lederschuhe an den Füßen, stand auf und ging unruhig nach der Tür. Sein Hund erhob sich wie der Schatten seines Herrn, der passionierter Jäger war, und folgte ihm zur Tür, die sich jetzt öffnete.

Der alte Martin trat ein: „Herr Doktor Splitterricht.“ Auch Stefan von Wieland war mit einem Sprung bei der Tür. Die beiden Männer drangen förmlich ein auf den Detektiv.

„Was ist, Herr Doktor? ... Was haben Sie? ... Warum sind Sie hier?“

Splitterricht war mit höflichem Gruß in die Tür getreten. Er reichte dem Konsul das offene Depeschenformular, und hinter ihm erschien unter der dunklen Plüschportiere Annette.

Der Konsul hatte das Telegramm gelesen, er stand ratlos. Und der Bräutigam der Verschwundenen war so erschüttert von dieser neuen Ungewißheit, daß er seufzend nach der Schulter seines Schwiegervaters griff.

„Meine Herren, wir wollen uns setzen“, sagte der Konsul. Indem gewährte er die Zofe, die aus dem Schatten der Tür mit tiefem Knicks ins Zimmer trat.

Herr Lindström war ganz entgeistert:

„Und Sie, Annette? Wie kommen Sie hierher? ... Ich denke, Sie sind bei meiner Tochter ... aber nein, ich ... ich verstehe das alles nicht! ...“

Er erregte sich:

„Sagen Sie mir, liebster Herr Doktor, um Gottes willen, was bedeutet das alles?! Die Depesche da ... Marion ist hier, zu Hause? Ja, wo ist sie denn? ... Ich weiß doch von nichts! ... Wahrhaftig, ich werde noch verrückt!“

Nun hatte sich der im ersten Moment tödlich erschrockene Musiker schon wieder mehr gefaßt:

„Ich bitte dich, Vater, beruhige dich doch! Du weißt, du mußt dich vorsehen mit deinem Herzen ... der Herr Doktor wird uns ja gleich aufklären ... es ist gewiß alles nicht so schlimm.“

„Meine Herren!“ Splitterricht schritt vor den beiden anderen hinüber nach der Rauchecke und forderte auch Annette durch einen Wink auf, sich auf einen seitwärts stehenden Lederstuhl zu setzen:

„Wir wollen vor allen Dingen den Kopf nicht verlieren! Als ich in Dresden auf dem Hauptpostamt die Depesche bekam, hatte ich sofort die stärksten Zweifel an der Identität des Absenders. Ich habe mir aber gleich ausgerechnet, daß ich so bald mit dem Flugzeug bei Ihnen sein würde, daß eine telefonische Verständigung oder ein Depeschenwechsel jetzt in der Nacht

unter Umständen länger gedauert hätte. Und das, was wir zu besprechen haben, kann man telefonisch nicht erledigen. Um so weniger, als ich nicht einmal sicher bin, ob nicht unser Gespräch abgehört werden würde. Die inzwischen geschehenen Dinge zwingen mir solche Annahme beinahe auf.

Versuchen Sie, bitte, einmal, Herr Konsul, und auch Sie, Herr von Wieland, sich so klar und objektiv den Tatsachen gegenüberzustellen, wie Ihnen das bei Ihrer begreiflichen Erregung überhaupt möglich ist. Damit Ihnen das leichter fällt, will ich kurz rekapitulieren:

In der Nacht vom Sonntag zum Montag ist der Einbruch in die Bank und der Mord an dem Zalewski geschehen. Am Montag abend ist die Verlobung des gnädigen Fräuleins mit Herrn von Wieland gefeiert worden. – Fräulein Marion hat sich etwa um zwölf Uhr nachts heimlich entfernt. Um halb eins, Herr Konsul, hat Ihr Fräulein Tochter angerufen und hat Annette nach dem Anhalter Bahnhof bestellt. Um halb zwei ist sie dann mit der Zofe nach Dresden gefahren, und zwar nach der Villa Pönsgen in der Rochlitzer Straße. Dort hat sie mit Fräulein Annette bis halb acht geruht, dann ist sie antelefoniert worden und zwar höchstwahrscheinlich von dem Mann, der sie irgendwie gezwungen hat, nach Dresden zu gehen. Fräulein Lindström hat darauf sofort Annette zurückgeschickt, und ich habe sie“, er winkte mit der Hand zu der Schwarzlockigen hin, „heute nachmittag um vier Uhr in der Boyenstraße bei einer Frau Alma Olecki aufgespürt. Ich bin dann sofort mit ihr nach Dresden zu Frau Pönsgen gefahren, habe aber weder diese noch das gnädige Fräulein angetroffen. Die Villa war leer und verlassen. Alsdann habe ich auf dem Hauptpostamt in Dresden diese Depesche erhalten.“

Splitterricht nahm das Telegrammformular von der Platte des Rauchtisches.

„Daß diese Depesche eine Irreführung war, habe ich, wie gesagt, sofort vermutet. Interessant ist für mich an der nun festgestellten Tatsache, daß das Telegramm in Berlin aufgegeben worden ist, wie ersichtlich auf dem Postamt Dorotheenstraße. Aufgegeben haben kann natürlich ebensogut der von uns gesuchte Entführer wie eine andere beauftragte Person.

Es ist gar kein Zweifel, daß das Telegramm in der Absicht abgesandt worden ist, mich aufzuhalten. Das wäre dem Absender nicht gelungen, wenn ich nicht sowieso hätte nach Berlin kommen müssen. Denn, Herr Konsul, ich brauche jetzt den schnellsten Wagen und den besten Chauffeur, der aufzutreiben ist.“

Mit einem Ruck stand Konsul Lindström auf den Füßen, ging rasch an seinen Schreibtisch und ließ sich eine dringende Nachtverbindung geben:

„Dort Germania-Werke? – Ja, hier Konsul Rudolf Lindström. Nehmen Sie in Auftrag: den besten und schnellsten Achtzylinder der Sonderklasse des letzten Typs Ihrer Fabrikation. Der Wagen muß um sechs Uhr fahrbereit, mit einem absolut sicheren Chauffeur, vor meiner Villa stehen ... haben Sie? – Dann rufen Sie mir Ihren Chef oder seinen Bevollmächtigten an den Apparat, gleichgültig, wo sich die Herren jetzt befinden – ich möchte die Bestätigung meines Auftrages persönlich in Empfang nehmen. Schluß.“

Diese gewiß fünfundzwanzigtausend Mark werte Bestellung machte der Konsul so ruhig, als hätte er um ein Glas Wasser gebeten. Ja man hatte den Eindruck, es erlöste ihn förmlich, daß er durch eine geschäftliche Transaktion ein wenig von seiner Unruhe frei wurde.

Er ging nun zu Annette hin, nahm sie artig bei der Hand und führte sie zu dem Diwan.

Annette war selig, ihrem Herrn jetzt von allen Einzelheiten, die sie an Marions Seite erlebt hatte, erzählen zu können.

„Und Sie haben den Menschen auch nicht gesehen?“ fragte Herr Lindström wiederholt.

„Nein, Herr Konsul, jetzt nicht und früher auch nicht.“

Splitterricht hatte diskret den Hergang der Erpressungen gezeichnet, deren Opfer Marion geworden war.

Leichenblaß hatte der Bräutigam des gequälten Mädchens diesem Bericht zugehört. Der Konsul tröstete ihn:

„Das ist ja alles egal, wenn wir sie nur wiederhaben! ... Aber“, er wandte sich dem Detektiv zu, „wie werden Sie es bloß anfangen, daß Sie Marion finden?“

Splitterricht antwortete darauf nicht direkt:

„Haben Sie, Herr Konsul, unsere Verabredung, wonach wir uns gegenseitig telegrafisch Nachrichten zukommen lassen wollten, irgend jemandem mitgeteilt?“

Der Konsul überlegte:

„Nein, das nicht. Aber ...“

„Haben Sie vielleicht Ihre Sekretärin beauftragt, meine Hoteladresse oder die hauptpostlagernde Telegrammaufgabe zu notieren?“

Der Konsul nickte:

„Das habe ich tun wollen. Aber Gertrud Reese hat mich, nachdem Sie und der Herr Oberregierungsrat fort waren, gebeten, ob sie vielleicht etwas früher gehen könnte.“

„Das war um ein Uhr?“ meinte Doktor Splitterricht.

„Ja ... und sie ist auch bald danach fortgegangen. Ich sprach dann noch ein paar Worte mit Ostermann.“

„Der, wie er mir sagte, nach Paris wollte?“

Der Konsul nickte:

„Ja. Er fährt mit dem neuen Cadillac. Er freute sich noch so kindlich darüber, daß er diesmal die Tour ganz allein, ohne Chauffeur machen würde.“

„Sie haben also niemandem meine Dresdner Anschrift gegeben, Herr Konsul?“

„Nein ... aber ich glaube, ich habe da einen anderen Fehler gemacht. Ich habe sie nämlich, wie es meine Gewohnheit ist, in solch kleines schmales Lederbüchelchen eingetragen ... hier, wie das!“ Lindström zog ein in schwarzes Leder gebundenes Miniaturheft aus der Westentasche, „und das, erinnere ich mich, hab' ich nachher in meinem Büro auf dem Schreibtisch liegengelassen.“

Splitterricht nickte leise:

„Sie sind also unmittelbar nach Fräulein Reese selbst auch fortgegangen?“

„Ja ... ich bin noch unten in der Scheckkasse gewesen. Und dann ... ja, dann bin ich fort, nach Hause.“

„Wird Ihr Büro, wenn Sie nicht in der Bank sind, zugeschlossen, Herr Konsul?“

„Nein. Ich habe ja niemals Anlaß gehabt, an der Ehrlichkeit meines Personals zu zweifeln.“

Herr Lindström bekam rote Flecke an den Backenknochen, so erregte er sich innerlich:

„Daß ich einen derartigen Halunken unter meinen Leuten haben könnte, das hätte ich nie für möglich gehalten!“

Splittericht meinte:

„Man wird sich in dem ganzen Betriebe Ihrer Bank auf diese Tatsache einstellen müssen, Herr Konsul. Die Schädigungen, die ein so gefährlicher Mensch Ihnen und Ihrem Institut zufügen kann, sind unabsehbar.“

„Leider, Herr Doktor! Ich habe ja jetzt die Beweise.“

„Um Gottes willen!“ sagte Stefan von Wieland. „Mein armes geliebtes Mädchen!“

Doch Splittericht tröstete ihn:

„Seien Sie unbesorgt, Ihrem Fräulein Braut geschieht kein Leid. Solche Erpresser haben nur am lebenden Menschen Interesse, die Toten können ihnen nichts nützen ... Aber jetzt, Herr Konsul, erlauben Sie, daß ich mich ein paar Stunden irgendwo schlafen lege? Ich bin seit Montag nicht mehr ins Bett gekommen, und die Nacht vorher hatte ich auch keine Zeit dazu“, er lächelte, „ich mußte ja den Einbruch in Ihre Bank entdecken.“

Als der alte Martin den Detektiv in sein Schlafzimmer geleitet und der Detektiv sich mit einem Brausebad erfrischt hatte, legte er sich nieder und schlief ein. Er besaß die für seinen Beruf beinahe unerläßliche Fähigkeit, den Schlaf zu kommandieren. Für ihn war der Schlummer ein Stärkungsmittel, mit dem er oft recht sparsam umgehen mußte, das er aber bei seiner einfachen Lebensweise auch voll zu nutzen verstand.

Der Detektiv träumte: Gertrud Reese unterhielt sich im Nebenzimmer mit jemand, dessen Stimme sich Splitterricht vergeblich zu erkennen bemühte. Aber plötzlich stand die Sekretärin, der blitzhaften Umschaltung des Traumes folgend, neben ihm und bat weinend, er möge sie nicht verlassen. Ihr Bruder sei schwerkrank, aber sie wüßte das Wort nicht, das man dabei aussprechen mußte. Dann saßen die Weinende und Splitterricht im Flugzeug, und er gab sich die erdenklichste Mühe, das Wort, das er suchte, zu finden, doch es wollte ihm nicht einfallen. Plötzlich sagte er so laut, daß er selbst es im Erwachen noch zu hören meinte:

„Der Mixer.“

Dabei richtete sich der Detektiv im Bette auf, sah nach seiner auf dem Nachttisch liegenden Leuchtuhr: es war eben drei. Er erhob sich sofort und dachte über den Traum nach. Nicht selten wuchsen aus scheinbar wirren Traumbildern Anregungen für ihn empor. Das waren meist nicht zu Ende gedachte Gedankenfolgen; Erinnerungsbilder, die, durch den Lärm des Tages unterdrückt, heftig an die Oberfläche des Bewußtseins strebten ... Aha! Jetzt leuchtete es in ihm auf. Das große rotwangige Mädchen in Herrn Lindströms Büro hatte unter anderem gesagt: sie ängstige sich um den Bruder, es könnte ihm doch etwas zugestoßen sein.

Und diesen Gedanken hatte bisher niemand verfolgt. Gewiß, es war ja gar nicht unmöglich, daß Willi Reese einem Unglück zum Opfer gefallen war ... daß der geheimnisvolle Unhold, der in all den Dingen seine Hand im Spiele hatte, auch Willi Reese gefährlich wurde. Jedenfalls mußte man sich nach ihm umtun.

Der Verdacht bestand, daß Reese seinem Vater den Kassenschlüssel entwendet hatte. Aber verfolgt wurde der junge Mann deswegen wohl noch nicht. Herr Henderson nahm Rücksicht auf den Hauptkassierer, vielleicht auch auf den Konsul selbst. Jedenfalls war gestern noch nichts Positives in der Sache geschehen. Aber Splitterricht wollte sich für alle Fälle Klarheit darüber verschaffen.

Er hatte sich während seiner Überlegung angekleidet. Nun nahm er das Telefonbuch und suchte die Privatnummer seines Freundes Barker heraus. Splitterricht lächelte, es war gut, daß ein Kriminalbeamter zu jeder Zeit, am Telefon wenigstens, zu haben war.

Trotzdem dauerte es ein ganze Weile, ehe sich auf der anderen Seite des Drahtes eine verschlafene Stimme meldete.

Der Kriminalrat wurde sich auch zuerst gar nicht klar, wer ihn mit solcher Inbrunst weckte:

„Ach, Sie sind es, Splitterricht, verrücktes Huhn Sie! Nun sagen Sie mal, was wollen Sie eigentlich von mir, Sie von allen guten Geistern verlassenes Ungeheuer! ... Ich diene dem Staat, aber nicht Ihnen! Und ich muß Sie bitten, sich sofort wieder in Ihre Baba zu legen und mich in Ruhe zu lassen!“

Splitterricht blieb stehen. Er ließ den anderen sich austoben. Plötzlich sagte er:

„Ich will wissen, was geschehen ist, nachdem heute mittag Konsul Lindström oder aber auch die Kriminalpolizei bei der Zentrale Willi Reese als vermißt gemeldet hat.“

„In diesem Falle hat die Zentrale die üblichen Laufzettel herausgehen lassen, vielleicht auch telefonische Anfragen an die einzelnen Polizeireviere und eventuell sogar an die städtischen Rettungswachen gerichtet.“

„Sie meinen also, Barker, die Möglichkeit eines Unglücksfalles ist schon ins Auge gefaßt worden?“

„Das nehme ich an, Splitterricht. Aber ... es ist ja nicht absolut notwendig, daß der junge Mann, wenn ihm etwas zugestoßen ist, gerade in eine Rettungswache eingeliefert worden ist. Er könnte ebensogut auch in ein Krankenhaus geschafft worden sein.“

„Und Sie glauben, daß die Zentrale ihre Nachforschungen auf die Krankenhäuser nicht ohne weiteres ausdehnt?“

„Sie können einem wirklich ein Loch in den Bauch fragen, Doktor. Und das nachts um drei! ... Ich glaube, am besten wäre es, wenn man Sie selbst in eine Rettungswache einliefern würde. Ich weigere mich ganz entschieden, Sie weiter zu empfangen. Bei mir sind Sie auf lange Zeit abgemeldet!“

Splitterricht hatte vorsichtig den Hörer auf die Gabel gelegt. Mochte der Freund ruhig weiterschimpfen, er selber hatte bis sechs Uhr wahrscheinlich noch sehr viel zu erledigen.

Er ließ sich sofort die zweite Nachtverbindung geben, und zwar mit dem Virchow-Krankenhaus. Hier war seine Erkundigung umsonst. Aber beim Anruf in der Charité hörte er das, was er erwartet hatte:

In der Nacht vom Sonntag zum Montag, etwa gegen ein Uhr, war ein junger Mann dort von einem Droschkenchauffeur eingeliefert worden, in schwarzem Frackanzug, einen stumpfen, niedrigen Zylinder auf dem Kopf, aber ohne Mantel oder Pelz. Seine Taschen waren gründlich geleert, durch nichts ließen sich seine Personalien feststellen.

Der Detektiv hatte sich genau über Willi Reese erkundigt, er wußte, daß es ein hübscher, gut gewachsener und großer Mann von achtundzwanzig Jahren war mit hellem, gewelltem Haar und einer blühenden Gesichtsfarbe. Das Äußere traf, wie der wachthabende Arzt in der Charité angab, zu. Er stellte außerdem fest, daß im Seidenfutter des Zylinderhutes zwei kleine silberne Buchstaben: „W. R.“ ziemlich versteckt eingekniffen waren.

Zwei Minuten später telefonierte Splitterricht nach einer Autotaxe und mit der Schnelligkeit, die einer in jedem Zuge überlegten Handlungsweise entsprach, war der Doktor-Kommissar in der Charité, fand den Arzt, der ihm am Telefon Auskunft gegeben hatte, und sah den Patienten.

Willi Reese lag seit der Sonntagnacht ohne Bewußtsein in dem weißen Bett des schmalen Einzelzimmers.

Der Arzt richtete den Schein der von grünem Porzellan abgedeckten Lampe voll auf das entblutete Gesicht des Kranken. Er zog mit dem kleinen Finger das Lid des rechten Auges zurück, und man sah die, wie bei Sterbenden manchmal, hochgeschobene, nach oben verschwindende Pupille:

„Er ist mit einem Rauschgift betäubt worden ... ob er es sich selber beigebracht hat? ...“ Der Arzt zuckte die Achseln. „Das kann man ja nie sagen. Anzunehmen ist es nicht ... Wir vermuten

nämlich, daß es sich um Skopolamin handelt. Es wechseln leichte, kaum wahrnehmbare Erregungszustände von kurzer Dauer mit tiefen Absenzen. Und mehr als einmal habe ich schon geglaubt, daß dieses Dämmern in die große Nacht übergehen würde. Wenn der Patient nicht ein so fabelhaftes Herz besäße – er wäre längst hinüber.“

„Haben Sie Hoffnung, ihn durchzubringen, Herr Doktor?“

Der Mediziner in seinem weißen Kittel ließ sich am Bettrand nieder, er nahm das linke Handgelenk des Kranken:

„Der Puls ist ganz klein und spitz, aber schneller, als man annehmen sollte ... ich möchte glauben, er zieht's durch.“

„Wissen Sie, Herr Doktor“, Splitterricht blickte nachdenklich ins Licht, „halten Sie es für möglich, daß man während eines solchen Zustandes einen Menschen von seinen Leidenschaften, z.B. vom Spielteufel, kurieren könnte?“

Der Arzt lächelte:

„Das ist eine interessante Frage, und das Experiment wäre noch interessanter ... wir haben übrigens eine Schwester hier, eine ausgesprochene Somnambule, die ich selbst schon hin und wieder als Medium verwendet habe ... Ich werde mal mit Schwester Natalie sprechen. Aber Sie besuchen uns ja wieder, Herr Doktor, Sie nehmen doch anscheinend ein großes Interesse an dem Patienten?“

Splitterricht nickte: „Ich möchte, daß er noch mal ein ordentlicher, braver Mensch wird.“

„Was wir dazu tun können, soll gewiß geschehen!“

Splitterricht dankte dem jungen Mediziner und empfahl sich.

Um sechs Uhr saßen der Detektiv, der Konsul und dessen Schwiegersohn unter der gedämpften Deckenbeleuchtung am Frühstückstisch.

Stauend hörten Herr Lindström und von Wieland das Resultat von Splitterrichts nächtlicher Tätigkeit:

„Und Sie sagten, Herr Doktor, Willi Reese wäre schon Sonntag nacht in die Charité eingeliefert worden? ... Ja, dann kommt er also für den Diebstahl der Schlüssel oder überhaupt für den Einbruch gar nicht in Frage?“

Splitterricht neigte den Kopf. Er sprach sehr langsam:

„So ist es ... und ich will offen gestehen, daß dadurch meine bisherige Kalkulation vollständig umgeworfen wird. Es wäre trotzdem nicht ausgeschlossen, daß Reese seinem Vater die Schlüssel entwendet hätte, die ihm nachher der Raubmörder wieder gestohlen hat. Aber das ist eine Kombination, die wenig Wahrscheinlichkeit besitzt ... es müßte denn so sein, daß dieser geheimnisvolle Verbrecher den jungen Reese ebenso aus dem Wege räumen wollte wie nachher den Zalewski.

Und jetzt, Herr Konsul, komme ich auf meine Bitte von gestern zurück: sehr wahrscheinlich wird heute vormittag der Conrad Canist entlassen werden. Dann wird er sich natürlich vor allen Dingen Ihnen vorstellen, Herr Konsul. Und da möchte ich Sie nun wiederholt herzlich bitten, Ihre ja begreifliche Antipathie gegen Canist ganz zurückzustellen. Ich selbst werde vielleicht tagelang nicht hier sein und nichts in der Mordsache unternehmen können. Ob die Polizei einen Erfolg hat, das muß man abwarten. Aber wer die Sache zweifellos vorwärtsbringen wird, das ist, ich habe es schon einmal betont, Conrad Canist. An sich ist er ein tätiger und braver Mensch. Er

hat nur diesen scheußlichen Tick, sich alle zwei Monate so gründlich die Nase zu begießen. Wenn er jetzt kommt, ist er absolut nüchtern. Keiner hat mehr Interesse als er, das Kapitalverbrechen aufzuklären! Seien Sie, bitte, so freundlich zu ihm, Herr Konsul, wie es Ihnen nur möglich ist! Unterstützen Sie ihn mit allen Mitteln! Es könnte sein, daß wir ohne ihn der Sache überhaupt nicht Herr werden!“

Der Konsul, sichtlich ergriffen, gab dem Detektiv über den Tisch seine Hand mit festem Druck:

„Was Sie wünschen, Herr Doktor, geschieht. Wir haben alle Veranlassung, uns ganz nach Ihren Anweisungen zu richten.“

Draußen begann es zu dämmern. Da erscholl der tiefe Ton einer Hupe.

„Der Germania-Wagen“, sagte der Konsul, stand auf und öffnete Vorhänge und Fenster. In der eben aufdämmernden Frühe stand blank und blitzend die dunkelgrüne Limousine. Die Lampen brannten in ihren geschliffenen Gläsern, und der Chauffeur ließ die mächtigen Scheinwerferlichter spielen.

„Das ist das, was Sie brauchen, lieber Doktor.“

Der Konsul ging mit dem Detektiv und seinem Schwiegersohn hinaus. Der alte Martin brachte Splitterichts Handtasche. Noch ein paar herzliche Abschiedsworte und Wünsche, und das glänzende Auto verschwand im Dunst des langsam erwachenden Tages.

Als Konsul Lindström um zehn Uhr, pünktlich wie stets, in sein Büro trat, meldete ihm der Diener, Herr Conrad Canist warte schon drüben im kleinen Sitzungssaal.

Herr Lindström hatte erst seinem alten Freunde, dem Hauptkassierer, die Nachricht bringen wollen, daß man seinen Sohn gefunden habe, aber er erfuhr von Gertrud, ihr Vater sei so schwach, daß sie ihn nicht aus dem Hause gelassen hätte.

Das große Mädchen war selbst ganz glücklich über das, was sie hörte:

„Ich wußte es ja, Herr Konsul!“ und die Tränen liefen ihr über die Wangen. „Ich wußte es ja, Willi ist kein Verbrecher! Er ist leichtsinnig, so leichtsinnig, daß man manchmal an seinem Verstand zweifeln muß. Aber dabei auch wieder so herzensgut, daß ihn eigentlich alle liebhaben, die ihn kennen. Wird er denn durchkommen, Herr Konsul? ... Nicht wahr, ich darf nachmittags zu ihm in die Charité?“

„Aber gewiß, Trudchen! Wenn du die notwendigen Arbeiten fertig hast, dann packst du deine Sachen, nimmst dir einen Wagen und fährst raus. Hier hast du“, er gab ihr einen Geldschein, „nimm ihm auch was mit, ein paar Blumen oder so was ... vielleicht ist er jetzt schon wieder bei Besinnung.“

An der Tür wandte sich Herr Lindström noch einmal zurück:

„Hat Ostermann schon telegraphiert ... oder vielleicht angerufen? ... Nanu, du wirst ja mit einemmal so blaß, Trudchen ... du bist doch nicht etwa auch krank?“

Gertrud Reese wischte die Tränen von den Wangen, sie schüttelte den Kopf:

„Nein, nein, Herr Konsul, ich freue mich nur so, daß Willi wieder da ist.“

In seinem Büro blätterte Lindström einen Augenblick in der Post, ging dann aber hinunter, um den Vorsteher der Wechselkasse etwas zu fragen.

Gertrud Reese hatte den Kopf auf die Tischplatte sinken lassen, sie weinte leise vor sich hin. Wie ein Sturm brausten Ängste und Nöte über ihr Herz. Und niemand war da, der ihr helfen konnte, niemand, der ihr sagte, wie sie all diesen Zweifeln und Schmerzen entrinnen könne.

Das Telefon läutete:

„Ja, hier ‚Bankhaus Lindström‘ ... wer dort?“

Die verschluckten Tränen machten ihre Stimme undeutlich.

Von der anderen Seite kam ein klares, scharfes Organ:

„Bist du da, Gertrud?“

Sie nickte und vergaß zu sprechen.

Er wiederholte:

„Bist du da?“

Ihr zersprang fast das Herz. Sie wollte leise reden und schrie doch:

„Ja, ja, Paul! ... Ach, warum bist du nicht hier ... ich weiß ja nicht mehr, was ich anstellen soll! Willi ist gefunden worden ... ja! ... Im Krankenhaus ... vergiftet. Ich will heute zu ihm ... und ich weiß gar nicht, er muß es doch gewesen sein, der Vater die Schlüssel gestohlen hat ... ach, ich habe tausend Fragen an dich! ... Ich komme um vor Angst ...“

Von der anderen Seite kam es ruhig, ohne Aufregung:

„Beruhige dich doch! Das wird sich alles aufklären. Vor allen Dingen denk an das, was ich dir gesagt habe: keine Privatsachen!“

Dem großen Mädchen zitterten die Schultern, so sehr bemühte sie sich, ihre Erregung niederzukämpfen:

„Was soll ich denn tun, Paul?“

„Mir einfach meine Fragen beantworten“, klang es zurück. „Ist irgend etwas von Wichtigkeit passiert? ... In der Bank oder beim Konsul?“

„Ja, ja“, sagte sie hastig, nur um weiter mit ihm reden, seine Stimme hören zu können, „Marion ist doch weg ... schon seit der Verlobung Montag abend ... die denken immer, man merkt nichts, aber in der Bank weiß es jeder ... sie ist fort, weil sie ihren Bräutigam nicht leiden kann, sie will ihn nicht heiraten ... und jetzt ist der Doktor Splittericht hinter ihr her, der Detektiv ... ja, du hast ihn auch schon gesehen, nicht wahr? ... Was soll ich sagen? ... Konsul Lindström willst du sprechen? ... Ja, ich muß ihn erst rufen, er ist in der Wechselkasse ... einen Augenblick! ... Ach, sage doch noch ein liebes Wort ... sei gut zu mir, ich vergehe vor Angst“, sie seufzte tief, „und solche Sehnsucht nach dir! ...“ Sie lauschte noch in den Hörer. Als kein Wort mehr kam, eilte sie hinaus auf den Gang, wo sie den Generaldirektor traf, der wieder in sein Büro wollte.

Gertrud Reese lief ins Vorzimmer und stellte den Apparat um.

Der Konsul wartete einige Augenblicke. Es war, als sei die Verbindung gestört:

„Hallo, ist da jemand? ... Ah, lieber Ostermann, sind Sie da ...? Von wo sprechen Sie denn? ... Aus Frankfurt am Main ... was ... ein Motordefekt ... mit dem neuen Wagen? Na, das ist ja nicht so schlimm, das holen Sie in ein paar Stunden wieder ein ... In unserer Sache hier? ... Nein. Da hat sich bis jetzt noch nichts ereignet. Übrigens, darüber schreibe ich Ihnen ... ja, ich hoffe sehr ... eben ist Canist wieder da. Mit dem will ich jetzt sprechen. Na, natürlich! ... Die Ohren werde ich ihm schon gehörig lang ziehen. Aber der Doktor Splittericht meint, daß wir ihn gerade in unserer Sache gut werden brauchen können ... ja ... ich bin froh, daß Sie anklingeln. Es ist so schrecklich, wenn man in solcher Situation keinen Menschen in der Nähe weiß, mit dem man ernsthaft reden kann. Also auf Wiedersehen ... Wiedersehen!“

Der Konsul legte den Hörer hin.

Auf einem Lederstuhl an der Wand des kleinen Sitzungssaales saß Canist. Er saß stocksteif im schwarzen Anzug, mit auf die Knie gestützten Fäusten und geradeaus gerichtetem Blick. Er war sauber rasiert und sein braunrotes, immer wildes Haar, soweit es ging, glattgekämmt. Aber er machte doch den Eindruck des Ungepflegten, des aus der Gesellschaft und ihrer Norm Ausbrechenden. Über den dünnen, fest zusammengekniffenen Lippen, die der rote Schnurrbart fast verdeckte, stach die spitze Hakennase blutlos und krank in das graue Licht, mit dem der Februarmorgen den Raum füllte.

Konsul Lindström ging gerade auf den Mann zu. Der schnellte in die Höhe und stand stramm.

Der Konsul gab ihm trotz inneren Widerstrebens die Hand:

„Setzen wir uns da 'rüber ans Fenster, Herr Canist ...“

Sie gingen zu den beiden in der Fensterecke stehenden Sesseln. Sich niederlassend, meinte der Konsul:

„Bitte, setzen Sie sich doch auch!“

Conrad Canist tat das, stumm, ohne ein Wort, immer mit demselben wie erstarrten und leblosen Blick seiner ein wenig wässerigen, mit kleinen Blutpunkten gesprenkelten Augen.

„Was soll nun mit Ihnen werden, Herr Canist?“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Generaldirektor.“

„Und wie oft haben Sie diese Bitte schon an mich gerichtet?“

Der Angestellte senkte schuldbewußt sein Haupt. Der Konsul mit einem kurzen Lachen:

„Ich habe doch gar keine Garantie, daß Sie sich ändern ... von Bessern will ich gar nicht reden, denn an eine wirkliche Besserung glaube ich bei Ihnen nicht mehr!“

„Ich werde ein anderer Mensch werden, Herr Konsul.“

Herr Lindström schüttelte wortlos den Kopf.

„Ich habe es mir und meiner Frau geschworen, Herr Konsul ... und im stillen habe ich mir selber das Gelübde abgelegt: wenn es wieder vorkommt, wenn ich noch einmal trinke, dann schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf.“

„Damit bessern Sie doch auch nichts, Herr Canist. Das einzige ist, daß Sie dann Ihre Frau hilflos zurücklassen, die Sie obendrein, wie ich gehört habe, sehr lieb hat – unverdienterweise!“

Das ganze Gesicht des Angestellten spannte sich in der Anstrengung, die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken. Er bezwang sich aber:

„Ich werde nie mehr trinken, Herr Konsul ... ich schwöre es Ihnen.“

„Und ich soll Sie wieder einstellen?“

Canist nickte, und jetzt rollten doch ein paar große Tropfen über sein blasses, hageres Gesicht:

„Ich bin aber ... ich habe mich aber diesmal nicht so sehr betrunken wie sonst ...“

Lindström verzog die Lippen:

„Nein, Sie waren bloß so sinnlos besoffen, daß Sie im Polizeipräsidium, wie mir der Herr Oberregierungsrat Henderson erzählt hat, vom Stuhl gefallen sind und keinen klaren Gedanken fassen konnten.“

„Ich bin betäubt worden, Herr Konsul. Das war kein Rausch mehr, wenigstens nicht einer von Schnaps oder Wein.“

„Wa ... was sind Sie?“

Dem Konsul zog etwas Sonderbares, Unerklärliches durch sein Denken:

„Wer soll Sie denn betäubt haben?“

„Ich weiß es nicht, Herr Konsul.“

„Das sind doch haltlose Vermutungen!“

Canist schüttelte den Kopf, sprach aber nicht.

„Wo waren Sie zuletzt, auf Ihrer Bier- oder Weinreise?“

„In der Chimborasso-Bar.“

„Wissen Sie, was Sie da getrunken haben?“

„Jawohl, Herr Konsul, Champagner und Rotwein.“

„Von der Höhe der Zeche, die Sie da machten, haben Sie wohl keine Vorstellung?“

„Doch, Herr Konsul, die Erinnerung an alles, was da geschehen ist, kehrte mir, wenn auch sehr langsam, zurück. Es waren viele Leute an meinem Tisch. Und ich habe für sie alle bezahlt.“

„Dafür werden Sie sich auf lange hinaus Abzüge von Ihrem Gehalt gefallen lassen müssen, Herr Canist!“

Der Angestellte senkte ergeben den Kopf:

„Das ist nur eine kleine Strafe. Und, Herr Konsul, Sie fragten, was ich da bezahlt habe – dreitausendzweihundertfünfzig Mark.“

„Das wissen Sie noch genau?“

„Ja, Herr Konsul, ich sehe auch die Gesichter von den Leuten, die ich freigelassen habe, die sehe ich alle noch vor mir.“

„Um wieviel Uhr war das?“

„Noch gar nicht spät, vielleicht um elf ...“

„Und von der Polizei festgenommen worden sind Sie wann?“

„So gegen fünf Uhr. Auch das weiß ich mit aller Sicherheit, denn vorher habe ich noch mit Herrn Ostermann gesprochen.“

Herr Lindström strich sich seinen langen spitzen Bart und lächelte:

„Na ja, man kann es sich ja denken, diese Erinnerungen sind ... das sind Phantasien, Herr Canist. Stellen Sie sich doch mal vor: mein erster Prokurist, ein Muster von Solidität und Ordnung, dessen Tag so ausgefüllt ist mit Denken und Arbeit, wie ich es überhaupt noch bei niemandem gefunden habe, der wird nachts um fünf Uhr in einem solchen Lokal zu finden sein! ... Ausgerechnet in der Chimborasso-Bar, so ziemlich das übelste Nachtlokal im ganzen Westen! Aber nehmen wir an, er wäre wirklich Montag nacht in Berlin gewesen – in Wahrheit war er verreist und hat sich in Prag aufgehalten –, und weiter: er wäre auch tatsächlich in der Chimborasso-Bar in dieser Nacht gewesen, und da kommt er an Ihrem Tisch vorbei und sieht Sie sitzen, von dem er weiß, daß hier der ewige Streit geht wegen Ihrer scheußlichen Sauferei – da würde er nicht an Sie herantreten und Sie beim Kragen nehmen und fragen, wo Sie das Geld herhaben, um solche wahnwitzigen Kneipereien zu veranstalten?! ... Das glauben Sie doch wohl selbst nicht, Herr Canist! ... Wer weiß, wen Sie da in Ihrer Bezechtheit, in Ihrem Schumm gesehen haben.“

Conrad Canist hob nicht den tief gesenkten Kopf. Er hatte gewiß kein Interesse daran, seinen Chef in dieser schon für ihn recht peinlichen Stunde noch mehr zu erregen. Aber er war ein Mensch, der trotz seines schrecklichen Fehlers ein anständiges und sauberes Herz hatte. Der Alkohol mit all seinen Verheerungen hatte diesen Charakter bisher auch nicht entwurzeln können. Und Canist bekam es auch nicht fertig, der Klugheit zu folgen und zu verschweigen, was er wußte:

„... Verzeihen Sie, Herr Direktor, aber so wahr ich hier vor Ihnen sitze, ich habe in der Nacht vom Montag zum Dienstag Herrn Ostermann in Begleitung von zwei sehr hübschen und sehr auffälligen Damen in der Chimborasso-Bar gesehen. Er wollte an mir vorübergehen, blieb aber, als er mich sah, einen Augenblick stehen, ging dann weiter ... und kam nach einer kurzen Weile allein zurück. Er hat sich auch an den Tisch gesetzt und hat mitgetrunken. Und erst danach ist mir so schlecht geworden ... Ich habe das sonst nie, wenn ich trinke. Ich bin wohl betrunken, kann mich auch manchmal nicht auf den Füßen halten, aber ich weiß immer, was mit mir

geschieht ... Und hier, in diesem Fall, wo Herr Ostermann sich neben mich setzte ... da weiß ich plötzlich nichts mehr. Da kommt eine Zeit, an die ich überhaupt keine Erinnerung mehr habe.“

Der Konsul faßte, immer ein Zeichen der Erregung bei ihm, seinen graumelierten Spitzbart fester:

„Hören Sie mal, Herr Canist, ich weiß, daß Betrunkene ganz besonders hartnäckig in ihren Behauptungen sind. Aber ich kann doch nicht glauben, daß Sie es wagen würden, in solchem besoffenen Zustand zu mir zu kommen. Ich habe Ihnen schon gesagt und ich wiederhole es ausdrücklich: Herr Ostermann ist seit Mitte voriger Woche verreist gewesen. Er hat seinen Urlaub genommen und mußte jetzt wegen des Einbruchs für einen Tag zurück nach Berlin. Sie sagen, Sie könnten sich später, wenn der Zustand vorbei ist, wieder an alles erinnern. Ich habe davon auch schon gehört. Es soll so etwas geben, das Bewußtsein erlischt bei Trunksüchtigen, und von außen sieht's aus, als wären sie vollkommen bei Sinnen ... machen aber lauter Dummheiten ... vergeuden das Geld ... und es sollen sogar schon Morde begangen worden sein in diesem Zustand ...“

Conrad Canist nickte:

„Jawohl, Herr Konsul, ich bin bei den besten Ärzten gewesen, und die haben mir gesagt, daß ich wahrscheinlich erblich belastet bin. Solange ich nüchtern bleibe, geht alles gut, komme ich aber dazu und trinke, dann folgt beinahe regelmäßig auf die Betrunkenheit so ein Dämmerzustand ... in dem mache ich alle möglichen Dummheiten ... ich weiß auch während der Zeit nicht, was ich tue, aber wenn es vorüber ist, dann fällt mir nach und nach alles wieder ein.“

„Und wenn Sie nicht mehr trinken, Herr Canist?“

„Ich glaube, Herr Konsul wissen ja, daß ich sonst ein ordentlicher und fleißiger Mensch bin und daß mir meine Pflicht ... über alles geht.“

Conrad Canist schluckte an seinen Tränen. Er tat dem Bankgewaltigen, der ein tief menschliches Mitempfinden besaß, schon wieder leid.

„Na“, sagte Herr Lindström, „dann gehen Sie an Ihren Platz, lieber Canist, entschuldigen Sie sich bei Ihren Kollegen, die ja für Sie haben mitarbeiten müssen, und sehen Sie zu, daß das alles nicht wieder vorkommt.“

Conrad Canist erhob und verbeugte sich. Er wollte gehen. In diesem Augenblick besann sich Herr Lindström darauf, daß er ja dem Detektiv versprochen hatte, Canist für die Mordsache zu interessieren:

„Warten Sie mal noch 'nen Augenblick, Herr Canist. Über das Verbrechen, dem unsere Bank zum Opfer gefallen ist, sind Sie doch orientiert?“

„Jawohl, Herr Konsul.“

„Auch über den Mord ... an dem einen Einbrecher?“

Conrad Canist nickte:

„Ja, der ist auch vergiftet worden.“

„Wieso auch?“

Canist zögerte:

„Ich meine nur ... ich glaube, Herr Konsul ... der junge Herr Reese ... der sollte doch wahrscheinlich ... auch beiseitegeschafft werden.“

„Na, hören Sie mal, Herr Canist! ... Sie scheinen sich ja schon recht eingehend mit der Sache beschäftigt zu haben? ... Wie kommen Sie denn darauf?“

Der Angestellte zögerte. Alsdann sagte er:

„Darf ich eine Frage an Herrn Konsul richten?“

Lindström nickte.

„Haben Sie einen Beweis dafür, Herr Konsul, daß Herr Ostermann in der Nacht vom Sonntag zum Montag in Prag war?“

„Mensch, Sie sind wahnsinnig! Danach habe ich allerdings den Eindruck, daß ich nichts Verkehrteres tun könnte, als Sie mit den Nachforschungen in der Mordsache zu betrauen.“

Canist senkte, eine ihm eigene Bewegung, den Kopf.

„Dann darf ich wohl an meine Arbeit gehen, Herr Konsul.“

Es klopfte, der Diener meldete Herrn Doktor Hempelmeier, der sofort eintrat.

Der magere und immer ein wenig schlottrige Herr zwinkerte zu Conrad Canist hinüber und ging auf ihn zu, ihm leicht auf den Arm tippend:

„Na, da sind Sie ja wieder, Sie Unglücksmensch! ... Werden Sie denn nun endlich vernünftig sein und mir nicht immer wieder Kummer und Ärger machen? ... Ich hab's schwer genug gehabt, den Herrn Generaldirektor noch einmal umzustimmen ... aber das kann ich Ihnen sagen, Canist, wenn Sie noch einmal solche Sachen machen, dann ist es aus ... trinken Sie doch Selterwasser, Sie! Ich darf auch so gut wie keinen Alkohol trinken und lebe doch!“

Der Konsul spielte nervös mit seinem Elfenbeingläßer:

„Was verschafft mir denn die Ehre, liebster Hempelmeier? ... Sie können gehen, Herr Canist!“

Der verbeugte sich.

„Ich wollte bloß fragen, ob in der Mordsache was Neues ist, lieber Direktor.“

„Nein, eigentlich nicht ... oder ja: Willi Reese ist gefunden worden.“

„Ach nee! Ist er tot?“

„Das gottlob nicht, er ist nur derart betäubt oder, besser gesagt, vergiftet worden, daß er seit Sonntag in der Charité liegt.“

Conrad Canist war schon in der Tür, aber bei den letzten Worten des Konsuls drehte er sich um und sagte halblaut:

„Genau wie ich.“

Voller Unmut blickte Rudolf Lindström zu ihm hinüber. Dann, zu dem Aufsichtsratsvorsitzenden gewendet:

„Herr Canist will nämlich auch einem derartigen Attentat ausgesetzt gewesen sein. Das heißt mit anderen Worten: er sucht nach einer Entschuldigung für seinen unverantwortlichen Leichtsinns und seine Trunksucht.“

Doktor Hempelmeier sah sich nach Canist um, dem das Blut zu Kopfe schoß und der die Faust wie Eisen um die Türklinke krallte:

„Das verstehe ich nicht, Canist. Was hat denn Ihr Trinken mit Vergiftung zu tun? ... Das mit dem jungen Reese ist doch offenbar ganz was anderes, wenngleich ich auch noch nicht begreife ...“

Ein höhnisches Lachen verzog Herrn Lindströms Lippen:

„Der gute Canist hat lauter Phantasien. Unter anderem will er bei der betrunkenen Geschichte in der Chimborasso-Bar unseren guten Ostermann neben sich gehabt haben. Ostermann hat mit ihm getrunken und hat ihm Opium oder sonst irgendwas ins Glas gegossen ... nicht wahr, Herr Canist, so war es doch?“

Mißbilligend schüttelte Herr Doktor Hempelmeier den schmalen Kopf. Rückte dann die goldene Brille wieder gerade:

„Ich verstehe Sie nicht, Canist, Sie sind doch sonst, abgesehen von ihrer dummen Sauferei,

ein vernünftiger Mensch! Wie kommen Sie denn auf so'n Blödsinn?“

Der lange Mann mit der Habichtsnase unter dem rotbraunen Schopf drückte die Tür wieder ins Schloß und marschierte auf Doktor Hempelmeier zu. Gerade aufgerichtet stand er vor ihm:

„Herr Doktor, ich sage die Wahrheit. In der Nacht vom Montag zum Dienstag, als ich in der Chimborasso-Bar wie ein Verrückter getrunken und das Geld rausgeschmissen habe, da hat neben mir am Tisch Herr Ostermann gesessen, hat mit mir getrunken ... Sekt und Rotwein ... und hat mir – davon bin ich fest überzeugt! – heimlich etwas ins Glas getan. Ich habe heute morgen mit dem Arzt auf dem Polizeipräsidium gesprochen, er hat es mir ohne weiteres geglaubt und hat gesagt, er wird mit dem Leiter der Kriminalpolizei darüber reden ...“

Konsul Lindström schwieg mit unheildrohendem Gesicht, und Doktor Hempelmeier wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte.

In diesem Augenblick läutete das Telefon. Der Konsul nahm den Hörer ab:

„Aha! Morjen, Herr Oberregierungsrat. Was? ... Ja, ich habe von diesem Irrsinn auch schon gehört! ... Herr Canist ist eben bei mir ... und Doktor Hempelmeier auch. Ist Ihnen denn so etwas schon vorgekommen, lieber Henderson? ... Anstatt daß er sich in den äußersten Winkel verkriecht und keinen Ton mehr redet, statt dessen klagt er an und verleumdet den besten Mann, den ich in der Bank habe! ... Wie? ... Was meinen Sie, lieber Henderson? Sie haben gestern nachmittag Ostermann mit Fräulein Reese gesehen? Na, das ist doch wieder nicht möglich! Ostermann ist gestern mittag spätestens um drei Uhr – nein, früher schon! – mit seinem neuen Cadillac von Berlin fortgefahren. Nein, nein, da haben Sie sich getäuscht! Ostermann hat zu Fräulein Reese absolut keine Beziehungen! ... Ja, natürlich, ich werde noch mit Canist darüber sprechen, daß er nicht etwa hier in der Bank solche Märchen weitererzählt ... Und übrigens, das Wichtigste: Splittericht hat Willi Reese gefunden ... Wann? Heute nacht um vier Uhr! ... Da staunen Sie wohl! Ein Teufelskerl ist das! ... In der Charité ... ja! ... Ja, das ist merkwürdig, Willi Reese ist wirklich mit irgend etwas betäubt worden. Er liegt immer noch in vollständiger Apathie, der Arzt konnte nicht sagen, ob er ihn durchbringen wird. Ich werde mich nachher gleich nach ihm erkundigen. Na, und Sie werden ja Willi Reese auch vernehmen, so bald das möglich ist. Auf Wiedersehen, lieber Henderson!“

„Also, Herr Canist, Sie haben gehört, was ich eben mit dem Leiter der Kriminalpolizei gesprochen habe. Wir, Herr Doktor Hempelmeier und ich, wir wollen Ihnen Ihre Verfehlung noch einmal nachsehen. Aber ich erwarte von Ihnen, daß Sie sich aller Kombinationen und aller Verdächtigungen enthalten! ... Das sind Märchen! Durch solche Redereien nützen Sie der Sache nicht, sondern Sie schaden dem Unternehmen und damit sich selber!“

Conrad Canist verbeugte sich noch einmal und ging raschen, festen Schrittes hinaus.

Doktor Hempelmeier räusperte sich ein paarmal. Dann legte er die Hände auf dem Rücken zusammen, ging in dem großen Raum offenbar in einer sehr unbehaglichen Stimmung auf und ab, um schließlich vor dem Generaldirektor stehenzubleiben:

„Wissen Sie, lieber Herr Konsul, ich bin wie durchgedreht von der Geschichte ... Sie haben eben zu dem Kriminalisten gesagt, er müßte sich irren wegen ... wegen Ostermann und Gertrud Reese ... ja, lieber Herr Konsul, das scheint mir gar nicht so ausgeschlossen ... Ostermann kann ja auch erst später abgefahren sein, gerade weil er noch mit Fräulein Gertrud zusammen sein wollte.“

Herr Lindström nahm den Kopf in seine beiden großen Hände und bewegte ihn hin und her:

„Nun bitte ich Sie um Himmels willen, Doktor Hempelmeier, nun fangen Sie nicht auch noch an mit diesem Blödsinn! Ich kenne doch meine Trude von so klein auf, die ist, obwohl sie aussieht wie die lebenslustigste Frau von der Welt, ein kleines ängstliches, schüchternes Mädchen! ... Und Ostermann, ha, ha, ha, ausgerechnet mit dem! Der würde es sich nie einfallen lassen, mit einer Angestellten im Geschäft was anzufangen!“

„Da sind Sie sehr im Irrtum, lieber Konsul! ... Und ich glaube, Sie sind der einzige im ganzen Bankhaus Lindström, der nicht weiß, daß Ostermann und die Reese ein Verhältnis miteinander haben ... das geht schon lange, mindestens ein Jahr.“

Dem Konsul blieb buchstäblich der Mund offenstehen: „Das sagen Sie mit solcher Bestimmtheit?“

„Aber ja! Rufen Sie mal Ihren Diener oder noch besser den Kassenboten Matschunke rein ... der hat mir selber erzählt, daß er oft genug heimlich Briefe überbracht hat.“

Der Konsul drückte zweimal auf den Klingelknopf. Der Diener kam. Aber Herr Lindström schickte ihn mit einem gleichgültigen Auftrag wieder hinaus.

„Und wenn das wahr ist, wenn Ostermann und Gertrud wirklich etwas miteinander haben, dann ist es ihre eigene Angelegenheit. Da braucht sich keiner drum zu kümmern. Ostermann ist unverheiratet, und schließlich ist Trudchen sechsundzwanzig Jahre, ich kann mir recht gut denken, daß die beiden zusammen passen ... das Mädchel könnte ja ein bißchen offener zu mir sein, wo ich sie von Kind auf kenne, aber das macht eben jeder, wie er will. Dazu kann man nichts sagen.“

Doktor Hempelmeier, der überhaupt nicht gern in die Opposition ging, stimmte freundlich zu. Er konnte ja später mit Canist noch weiter reden. Vorläufig war er zufrieden, daß er seinen Schützling noch einmal um diese windige Ecke gebracht hatte.

Zweieinviertel Stunden nach seiner Abfahrt war Splitterricht mit seinem Germania-Wagen in der Dresdener Heide. In der Rochlitzer Straße blickte jetzt sturmunweht die kleine Villa von der Hügelwand. Und heute traf der Detektiv die zierliche Madame Pönsen zu Hause. Sie war eine feine Frau, die früher lange Jahre auf den Brettern gestanden und die niedrigsten Zofen und Dienstmädchen gespielt hatte. Ein älterer Freund hatte ihr dann die Villa „Noisette“ (nach der Schokolade genannt, die sie am liebsten aß) geschenkt und dazu die Stellung als Garderobenfrau im Schauspielhaus besorgt. So lebte Madame Pönsen immer noch für die Bühne, der ihre tiefste Liebe gehörte.

Das alles erfuhr Doktor Splitterricht im Verlaufe des Gespräches, das ihn über Marion Lindström und ihr Verbleiben aufklärte. Vor allen Dingen konnte Frau Pönsen sich gar nicht genug tun in der Bewunderung von Marions blonder Lieblichkeit. Ob sie traurig oder ängstlich gewesen sei? – Nein! Durchaus nicht! Im Gegenteil! Lustig und guter Dinge sei sie gewesen und so lieb! ...

„Bloß der Herr, wohl der Freund oder am Ende gar der Herr Bruder, na mit einem Wort: der Kavalier, der hätte mir nicht gefallen, der nicht! Der hat so etwas Heimliches gehabt, so etwas Unheimliches! Er ist immer um das Fräulein herumgeschlichen, als wenn er sie belauerte oder bewachte ... – Und in zwei verschiedenen Zimmern haben sie geschlafen. Abends um sechs Uhr sind sie mit ihrem großen Wagen hier angekommen und Punkt sieben früh sind sie schon wieder abgefahren. Eine merkwürdige Sache! – Wohin sie gefahren sind, ja, das weiß ich auch nicht. Jedenfalls sind sie dort die Chaussee hinunter gefahren.“

Madame Pönsen zeigte nach Westen, wo die Chaussee nach der Dresdner Neustadt hinabführte.

„Was war es denn für ein Wagen, mit dem der Herr die junge Dame abgeholt hat?“

„Das war ein Auto, gerade so eins wie das Ihrige, Herr Doktor.“

„Auch so groß, so langgestreckt?“

„Jawohl. Ich möchte meinen, genau so, wie sie eins haben.“

„Hatte es auch dieselbe Farbe wie das meinige?“

„Die Farbe?“ – Frau Pönsen dachte nach. „Ja ich meine, es wäre noch einen Schein dunkler gewesen.“

„Auch dunkelgrün?“

„Ja, mein Herr, das kann ich Ihnen allerdings beim besten Willen nicht sagen. Es war doch so dunkel, daß man eine Katze nicht von einer Maus unterscheiden konnte.“

Splitterricht dankte der freundlichen Frau, die ihm, als der Wagen davonrollte, noch lange nachwinkte.

Der Wagen fuhr langsam die Waldstraße hinauf. In einiger Entfernung von der Villa stieg Splitterricht aus und besah sich genau seine Reifenspuren und die des Wagens, der vorangefahren war. Die Muster wiesen erhebliche Unterschiede auf. Kein Zweifel, die Mäntel des anderen Wagens waren kein deutsches Fabrikat.

In die Miene des Detektivs kam ein gespannter Zug. Es schien, als wenn eine neue

Kombination, ein ganz bestimmter Verdacht in seinem Denken Gestalt annähme. Er betrachtete noch einmal die verschiedenen Radspuren und zeigte sie seinem Chauffeur, der ebenfalls ausgestiegen war.

„Ich glaube, Herr Doktor, der Wagen hat amerikanische Reifen.“

Splitterricht hob langsam den Kopf.

Nun ließen sich die Spuren leicht weiterverfolgen. Marions Entführer war die Heidechaussee entlang bis zur Elbe gefahren, dann weiter den Fluß hinauf über die Eisenbahnbrücke. Da schien es, als sei die Spur verloren. Plötzlich bemerkte Splitterricht ein weißes Stückchen Stoff, das er aufhob. Er hatte sich nicht getäuscht, das entführte Mädchen gab – offenbar absichtlich – mit diesem winzigen Stück des Spitzentaschentuchs, das ihr Monogramm aufwies, ein Zeichen.

Als er Dresden im Rücken hatte und eine Chaussee sich an die andere reihte, die jetzt zwar feucht und schmutzig, dafür aber um so spurensicherer waren, war ihm um den Erfolg nicht mehr bange.

In Tharandt erzählte ihm ein Hotelwirt: Gestern abend gegen acht Uhr seien ein Herr und eine Dame in einem großen Tourenwagen bei ihm vorgefahren. Einen Chauffeur hätten sie nicht gehabt. Die Dame hätte aussteigen wollen, aber der Herr hätte das nicht gelitten und der Kellner hätte dann belegte Brötchen und heißen Tee und Rotwein an den Wagen bringen müssen. Sie hätten sich gar keine Rast zum Essen gegönnt, hätten das Geschirr bezahlt und mitgenommen. Sie mußten wohl große Eile haben.

Auch Splitterricht hielt sich nicht auf. Er fuhr nach Freiberg und geriet hier, sowie er aus der Stadt heraus war, mit einem sächsischen Gendarm aneinander. Der war mit dem Hundert-Kilometer-Tempo des Germania-Wagens nicht einverstanden. Splitterricht zeigte seine Papiere, den Polizeiausweis und erzählte, was ihn so schnell hier vorbeiführe. Das versöhnte den Gendarmen nicht allein, nein, er war auch imstande, über den schwarzen Wagen Auskunft zu geben, der in der letzten Nacht in Richtung Chemnitz vorbeigesaust wäre.

Sich in den vielen sächsischen Städten und Städtchen zu orientieren, war immer wieder schwierig. Aber Splitterricht, als alter Jäger, fuhr um die Orte herum und umschlug so die verlorengegangene Fährte, sie dann frisch wieder aufnehmend.

Für ihn gab es keinen Zweifel mehr, daß die Verfolgten nach Westen, nach Frankreich oder Belgien flüchteten. Er hatte nichts anderes zu tun, als von Zeit zu Zeit festzustellen, ob sie ihre Route beibehielten.

Er fuhr über Chemnitz. Hier gelang es ihm, den Gasthof zu finden, wo das Paar zum ersten Male eine längere Rast gemacht hatte.

Die Wirtin, mit der er sprach, erzählte enthusiastisch von der schönen, blonden jungen Dame, die mit einem Herrn gestern abend hier angekommen wäre. So gegen neun Uhr konnte es sein. Eheleute waren es nicht, sonst hätten sie wohl nicht zwei Zimmer verlangt ... ja ... und der Herr, der hätte noch in der Nacht wieder abfahren wollen. Aber die Dame sagte kurz und bestimmt: Nein! Sie wolle schlafen. Und ging auf ihr Zimmer und fertig! Aber ganz früh, um sechs, da wären sie dann doch gefahren.

Während er frühstückte, überlegte Splitterricht: Wenn der Entführer nach Paris wollte, so kam als nächster Weg der über Frankfurt am Main in Frage. Wenn er sich aber irrte? Wenn dieser Mensch mit Marion vielleicht über Erfurt, Hannover, Bremen ans Meer fuhr und von dort ein Schiff benutzte? Dann war es nicht leicht, ihn rechtzeitig einzuholen, weil zu viel kostbare Zeit

verloren ging. Diese Besorgnis ließ ihn sich beim Essen beeilen. Er zahlte seine und des Chauffeurs Zeche und stand schon auf der Straße vor dem Wagen, als es ihm noch zur rechten Zeit einfiel, den Wirt zu fragen: „Haben Sie das Auto gesehen, Herr Wirt, in dem die beiden Herrschaften kamen?“

„Ja. Ich bin selbst Automobilist, und dann interessiere ich mich natürlich für jeden Wagen, besonders für einen so ungewöhnlich schönen Typ, wie der Cadillac war.“

Splitterricht veränderte nicht eine Miene:

„Ein Cadillac? ... Welche Farbe hatte er denn?“

„Schwarz! Glänzend schwarz ... und funkelnagelneu! ... Das sah man, wiewohl er über und über bespritzt war.“

„Eine Limousine?“

„Ja, und was für eine! ... Ich glaube, mein Herr, die werden Sie gar nicht einholen!“

Der Hotelier war brennend neugierig, den Grund der Verfolgung des Cadillac zu erfahren. Aber Splitterricht war bei größter Liebenswürdigkeit sehr zugeknöpft. Er saß schon in den hechtgrauen Samtkissen, winkte durch das geöffnete Fenster und war im Hui davon. Bis Saalfeld hielt er die Spur des amerikanischen Wagens ohne Mühe. Von dort lag die Hauptchaussee nach Blankenburg in neu geschüttetem Schotter. Er mußte über Ilmenau fahren und kam von der Fährte ab. Nach der alten Methode der Schweißhundführer, die er auf der Jagd so oft geübt hatte, griff er sofort zurück auf die Stelle, wo er die Fährte verloren hatte. Dort, in Saalfeld, war er wieder gegen elf Uhr.

Er fuhr nach der Post und ließ sich ein Blitzgespräch nach Berlin geben.

Konsul Lindström war jetzt um elf Uhr zweifelsohne in der Bank. Der Anruf kam sofort. Splitterricht überlegte genau, was er sagen wollte. Der Verdacht, der immer stärker in ihm aufwuchs, gab ihm gerade dem Konsul gegenüber nicht das Recht, ihn zu äußern, ehe er die absolute Gewißheit hatte.

„Hier Splitterricht. Guten Morgen, Herr Konsul! Ich klinge Sie an, um Ihnen zu sagen, daß alles gut geht und daß Sie sich in gar keiner Weise zu ängstigen brauchen. Ich bin mir noch nicht klar darüber, weshalb Fräulein Marion nach Dresden gefahren ist ... da ist sie übrigens nicht mehr. Der Mensch, der sie die beiden Jahre lang erpreßt hat, hat sie auch zu dieser Reise überredet oder gezwungen. Er hat sie gestern abend aus der Villa Pönsgen fortgeführt. Und daß Fräulein Marion ihm gefolgt ist, darin liegt wieder ein Beweis von der Macht, die er über sie ausübt ... er ist mit der jungen Dame dann in der Richtung Chemnitz abgefahren. In Chemnitz haben sie Rast gemacht. Fräulein Marion ist froh und guter Dinge gewesen. Ich habe einwandfreie Beweise, daß die Spur, die ich verfolge, bis hierher richtig ist ... ja ... ich spreche aus Saalfeld. Hier bin ich angekommen, aber Sie dürfen versichert sein, Herr Konsul, noch ehe es Abend wird, habe ich sie wieder vor mir. Seien Sie doch, bitte, nur nicht aufgeregt. Das Wichtigste in solchen Dingen ist ein ruhiger, kühler Kopf. Wohin? Das werde ich Ihnen bei meinem nächsten Anruf sagen können. Ich vermute, daß sie von hier nach Nordwesten abgelenkt sind und vielleicht über Erfurt nach Hannover und Bremen ans Meer gehen ... Und bei Ihnen, Herr Konsul? ... Ach, Canist ist wieder da ... so ... er redet noch immer dummes Zeug ... ja ... das ist ja auch nicht weiter zu verwundern nach solchem Mordsrausch. Und sonst? So ... Ostermann hat angeklingelt ... wann? ... Um zehn Uhr? ... Also eben erst ... von wo denn? ... Aha ... Von Frankfurt am Main. So ... na ja, das liegt ja doch auf seiner Strecke. Er

will nach Paris, nicht wahr, vielleicht an die Riviera ... wer's doch auch so gut hätte! Also, verehrter Herr Konsul! ... Schenken Sie mir weiter Ihr Vertrauen, ich hoffe, ich werde Sie nicht enttäuschen.“

Als Splittericht das Postamt verlassen hatte, setzte er sich in seinen Wagen und sagte zu dem Chauffeur:

„Nach Frankfurt am Main. Und lassen Sie den Wagen laufen! Holen Sie alles aus der Maschine heraus, was drin steckt!“

Das gab ein lustiges Jagen durch die Felder und Wälder. Ein paarmal mußte der Germania-Wagen stoppen, einmal genügte selbst der Berliner Polizeiausweis nicht, und Splittericht wurde zur Bestrafung vorgemerkt. Aber das ging nun alles in einem hin. Kurz nach eins erreichte das Auto Frankfurt am Main.

Bevor er sich aber ernstlich auf die Suche machte, setzte er sich mit dem Oberregierungsrat Henderson telefonisch in Verbindung. Der war glücklicherweise noch im Präsidium, und der Doktor-Kommissar bekam ihn sofort:

„... Ja, Herr Oberregierungsrat, ich bin jetzt vollkommen überzeugt, daß der Entführer, den ich verfolge, kein anderer als Ostermann ist und daß wir mit Ostermann auch den Raubmörder haben ... wie ...? Das behauptet Canist auch? Dem hat er ebenfalls etwas in den Sekt gegossen? ... Ja, das deutete Konsul Lindström auch an – mit ihm habe ich vor zwei Stunden gesprochen – er hielt das allerdings für betrunkene Phantasien von Canist ... nein! ... Ich bin der Ansicht, Ostermann ist der Täter! Jedenfalls ist der Verdacht gegen ihn so stark, daß er die schärfsten Maßnahmen rechtfertigt ... Ja, wir müssen die Grenzen abriegeln von Italien bis nach Holland rauf ... so gut das irgend zu machen ist. Denn die Zeit ist viel zu kurz, um alle Stationen zu verständigen. Außerdem wird Ostermann, der die Verbindungen genau kennt, bestimmt an irgendeinem ganz kleinen Ort durchzuschlüpfen versuchen. Er wird dazu die Nacht wählen, weil er, wie ich Ihnen sagte, Fräulein Lindström bei sich hat, die wahrscheinlich ohne Paß ist. Obleich man das nicht wissen kann. Er hat ja Zeit genug gehabt, alles zu besorgen ... ich habe hier in Frankfurt am Main die Spur verloren, aber ich denke, daß ich dem Kerl vor Abend wieder auf den Fersen bin. Jedenfalls hören Sie von mir. Und ich verlasse mich ganz auf Sie, Herr Oberregierungsrat! Auf Wiedersehen.“

Aber obwohl Splittericht die Stadt und die Umgegend nach allen Seiten wie der Blitz durchquerte, hatte er bis drei Uhr noch keine Spur von dem schwarzen Cadillac gefunden. Er klapperte die Tankstellen ab, sprach mit den Vorstehern der Polizeireviere und ließ durchblicken, daß er nicht allein einen Entführer, sondern einen Raubmörder verfolge. Aber trotz allem Interesse, das seine Verfolgung erregte, und trotz aller Hilfe, die Beamte und Private ihm gaben, war es, als sei dieses schwarze Auto vom Abgrund verschlungen. Und nicht ihm, sondern seinem Chauffeur kam schließlich der rettende Gedanke: Hatte vielleicht der Flüchtige den Wagen irgendwo untergestellt oder mit einem anderen vertauscht?

Ja, das war es! Schon in dem dritten Autogeschäft, vor dem Splittericht hielt, erfuhr er, daß jemand dem Geschäftsinhaber einen Cadillac-Wagen zu ungewöhnlich billigem Preise angeboten habe. Der Händler hätte ihn zwar nicht selbst gekauft, aber den Umtausch mit einem durchreisenden Italiener, der selbst einen Fiat fuhr, vermittelt.

Splitterichts Aufgabe wurde hierdurch verwickelter. Er kannte den Fiat-Wagen nicht, mit Spurenkunde war also nichts mehr aufzustellen. Aber die Richtung, nach der der Verbrecher sich

gewandt hatte, wies so einwandfrei nach Westen zur französischen Grenze hin, daß jetzt gar nichts anderes übrigblieb, als einfach draufloszusteuern und dann die Grenzen hinauf weiter nachzuforschen.

Bei Bingen fuhr Splitterricht über den Rhein. Es war vier Uhr. Da sah er einen Bettler am Brückenpfeiler sitzen. Er stieg aus und fragte den Mann, wie lange er dort säße. – „Von heute früh an.“ Es war ja eigentlich lächerlich, den armen Kerl zu befragen. Aber Splitterricht gab ihm ein Fünfmärkstück und ließ sich etwas von ihm erzählen. Und wirklich: das Glück stand wieder einmal an seiner Seite. Der Mann hatte einen Zusammenstoß zwischen einem Lastauto und einem braunen Wagen beobachtet. So gegen elf etwa. Die Insassen, ein Herr und eine Dame, wären mit dem Schrecken davongekommen. Aber das Auto wäre vollständig demoliert worden.

Splitterricht ließ sich das Paar näher beschreiben und sah vor sich eine schlanke junge Frau im silbergrauen Pelz mit einer Kappe auf dem sehr blonden Haar.

Der Mann trug ebenfalls einen Pelzrock, dunkelgraues Tuch mit Otterkragen, und schwarzen, weichen, eingekniffenem Hut. Er wäre nicht größer als die Frau gewesen, eher etwas kleiner. Die Dame hätte eine Zeitlang dort am Brückenpfeiler gesessen, gar nicht weit von dem Standort des Bettlers – und dann war sie mit dem Herrn in einem Taxi weitergefahren. Sie hatten zwei Handtaschen und einen ziemlich großen gelben Lederkoffer bei sich, den der Herr nicht aus der Hand gab, obwohl er recht schwer zu sein schien. Er stellte ihn auch selbst in die Autodroschke. Der Bettler hatte gehört, wie der Herr dem Chauffeur beim Einsteigen zurief: „Nach dem Bahnhof!!“

Waren sie also mit der Bahn weitergefahren? – Das war wenigstens nicht so schwer zu erkunden.

Um zwei Uhr mittags war ein Zug nach Koblenz abgegangen. Und Splitterricht brachte es mit seiner immer offenen Hand leicht heraus, daß die Verfolgten tatsächlich diesen Zug benutzt hatten.

Splitterrichts Chauffeur, der all das sah und miterlebte, meinte kopfschüttelnd:

„Sind Sie eigentlich Spiritist, Herr Doktor, daß Sie alles wissen, was in dem Kopf des anderen vorgeht?“

„Nein“, erwiderte Splitterricht freundlich, „ich versuche nur, mir mit ein bißchen Logik klarzumachen, was ich selbst tun würde, wenn ich in der Lage des anderen wäre.“

Der Germania-Wagen zog also von neuem eilig und lautlos durch das Land, an kahlen Rebenhängen und an bunten Dörfern vorüber.

Kurz nach fünf Uhr stoppte er in Koblenz, wo der Doktor-Kommissar feststellte, daß die beiden Reisenden, deren Schatten er war, in der Tat die Eisenbahn verlassen und sich in die Stadt begeben hatten. Hier gelang es ihm ohne Schwierigkeit, den Autohändler zu finden, bei dem der Verfolgte einen Ford-Wagen erstanden hatte.

Der Käufer war allein in dem Geschäft gewesen. Von einer Dame wußte der Autohändler nichts. Daraus folgerte Splitterricht, daß Marion irgendwo im Hotel die Rückkehr ihres Gefährten erwartet hatte. Er fand auch das Hotel. Aber die Gesuchten waren nicht mehr da. Der Portier sagte, er habe mit Entrüstung gesehen, wie der Herr die schöne junge Frau in den Wagen gehoben habe und davongefahren sei.

Splitterricht fuhr durch die Altstadt, die Rheinstraße hinunter. Er hatte sein Hensoldt-Glas zur Hand und sah plötzlich auf der nicht zu stark befahrenen Straße einen Wagen noch weit vor sich,

der ihm verdächtig erschien.

„Vollgas!“ kommandierte er seinem Chauffeur und fegte an Automobilen, Fuhrwerken, winkenden Polizisten vorbei wie ein Ungewitter. Er hatte sich von dem Händler in der Stadt sagen lassen, daß der Wagen, den er verfolgte, einen hellgrauen Anstrich mit etwas dunkleren Absätzen hätte. Und dieser Wagen da vor ihm war zweifellos ein grauer Ford-Wagen.

Der Ford hatte gehalten, wer weiß, aus welchem Grunde. In diesem Augenblick startete er wieder. Splitterricht sah durchs Glas, daß der Wagen sofort alle Schnelligkeit entwickeln wollte. Aber es gab für den Ford keine Möglichkeit, dem Germania zu entrinnen.

In dem Detektiv begann sich schon, wie immer, wenn er sich seinem Ziel nahe fühlte, der Eifer zu entspannen. Er faßte nach der Pistole in der rechten Manteltasche und fühlte, sie war entsichert. Nun hatten nur der Wagen und der Chauffeur ihre Schuldigkeit zu tun. Er selbst beobachtete die immer mehr sich verringernde Entfernung zwischen dem Ford und seinem Auto.

Da war es ihm plötzlich und mit den Augen kaum erfaßbar, als würden aus dem Fenster des Ford-Wagens kleine Gegenstände herausgeworfen. Er empfand das mehr, als er es wirklich beobachten konnte. Aber ein aus diesem Gefühl aufspringender Impuls warnte den Detektiv, der seinem Chauffeur zurief:

„Langsamer!“

Der Mann reagierte wie ein Uhrwerk. Und das war seine und Splitterrichts Rettung: zwei Sekunden später flog der Germania-Wagen mit einem Knall zur Seite, über den Fahrdamm, gegen die Bordschwelle der Straße, drehte sich halb um und glitt dann mit aufgerissenen Vorderradreifen schlenkernd und kreischend noch ein paar Gänge weiter.

Fast unmittelbar danach passierte einem Geschäftsauto, das hinter dem Germania-Wagen fuhr, das nämliche.

Der Detektiv riß den Schlag auf, sah, daß nur der Radreifen verletzt war, und befahl dem Chauffeur, sofort das Reserverad einzuheben. Das war im Umsehen geschehen.

Der Detektiv suchte inzwischen die Straße ab. Und er fand Dutzende von starken Nägeln mit breitem Kopf, die, freigebig über die Straße gestreut, mit ihren, wie es schien, besonders zugefeilten Spitzen in die Luft starrten. Jetzt begriff er die sonderbare Bewegung aus dem voranfahrenden Ford-Auto.

Sein Chauffeur meinte:

„Der Witz ist uralte. Ich fahre zwanzig Jahre, und damals haben die Händler und Reparaturbrüder schon so'n Heckmeck gemacht, daß sie Nägel auf die Straße schmissen, bloß um das Reparaturgeld zu schlucken.“

Sie fuhren weiter, aber Splitterricht scheute sich, die Gangart allzusehr zu beschleunigen. Mit Recht. Nur fünfzig Schritt und das andere Vorderrad wurde auch von einem Nagel durchbohrt.

„Auf diese Weise werden wir sie nie einholen“, meinte der Chauffeur.

Splitterricht erwiderte nichts. Aber ein Lächeln kam in seine Augen, und dieses Lächeln bedeutete nichts Gutes für den Mann, der die Straße mit Nägeln spickte.

Seit Mittwoch hatte Splittericht nichts mehr von sich hören lassen. Heute war Freitag, und Konsul Lindström kam aus seiner inneren Erregung nicht heraus. Sein Vertrauen auf den Doktor-Kommissar geriet ins Wanken, er überlegte, daß Marion nun schon vier Tage verschwunden war und Splittericht ihm selbst mitgeteilt hatte, der Entführer seiner Tochter wolle sie und sich wahrscheinlich übers Meer in Sicherheit bringen. Tausend Befürchtungen, tausend Möglichkeiten einer Flucht in unbekannte Gegenden und geheimnisvolle Länder stiegen vor ihm auf, seine Angst und seinen Schmerz vergrößernd. Dazu die unendlich nervös machende Untätigkeit, zu der er hier gezwungen war.

Er fragte ins Telefon, ob Gertrud Reese schon da sei. Es war dreiviertel elf. Aber sie war noch nicht im Geschäft.

„Wird auch nachlässig“, murmelte er, „auf niemand kann man sich mehr verlassen!“

Es klopfte, Doktor Hempelmeier trat ein.

Rudolf Lindström sah in seine heftig zwinkernden Augen. Er erkannte, daß etwas Besonderes, wahrscheinlich wieder Unheilvolles den Aufsichtsratsvorsitzenden herführe. Aber der Konsul war so von dem Gedanken an seine verschwundene Tochter erfüllt, daß er gegen alles andere gleichgültig blieb.

„Was bringen Sie mir, lieber Hempelmeier?“

„Ich ... ich ... Herr Konsul ... ich habe Ihnen eine sehr ernste Mitteilung zu machen.“

Der Generaldirektor blickte auf. Er lud durch eine Handbewegung Hempelmeier zum Sitzen ein:

„Na, was ist? So reden Sie doch, Mensch! Ich bin wirklich nervös genug!“

Aber dem Aufsichtsratsvorsitzenden schienen die Lippen versiegelt. Endlich sagte er:

„Canist muß auch gleich kommen.“

Der Konsul zuckte die Achseln.

„Ja“, meinte der Doktor, „aber Canist hat sehr ... sehr wichtige Feststellungen gemacht.“

„Ach, darum kommt er auch nicht ins Büro?“

Doktor Hempelmeier zögerte noch. Dann schien er einen Entschluß zu fassen und sprach:

„Canist hat mir gesagt, er würde nicht eher wieder hierherkommen, ganz gleichgültig, ob Sie ihn dann entließen oder nicht, lieber Konsul, ehe er nicht beweisen könne, was er neulich behauptet hat, nämlich daß er damals in der Chimborasso-Bar betäubt worden ist ... oder vergiftet.“

„Na, und?“

Der Konsul schien gelangweilt. Aber Hempelmeier wurde noch ernster.

„Herr Canist hat die Beweise in der Hand. Er ist vergiftet worden. Wahrscheinlich mit Skopolamin. Ebenso wie der junge Reese.“

Herr Lindström nickte leise vor sich hin:

„Ja, ich weiß schon! ... Von meinem ersten Prokuristen Ostermann, der sich jetzt wahrscheinlich schon an der Riviera von seiner anstrengenden Giftmischerei erholt.“

Doktor Hempelmeier legte sich in den Sessel zurück und sah den Gegenübersitzenden ernst an:

„Sie glauben gar nicht, lieber Konsul, wie traurig es mich macht, daß ich Ihnen das alles sagen muß ... und daß wir uns so grenzenlos haben düpieren lassen.“

„Aber nun hören Sie doch endlich auf, Freund Hempelmeier! Das sind doch alles Behauptungen! Leere, unbewiesene Schwätzereien von diesem Canist, den ich am liebsten heute noch kündigen oder entlassen möchte.“

Der Aufsichtsratsvorsitzende schüttelte den Kopf:

„Das werden Sie nicht tun, lieber Freund! ... Im Gegenteil, wir müssen Canist unendlich dankbar sein. Ohne ihn würden wir vielleicht auch jetzt noch nichts wissen und nichts gemerkt haben ...“, er verstärkte seine Stimme etwas: „und ohne Canist würde dieser Meuchelmörder sein furchtbares Handwerk wohl noch weiter treiben.“

Konsul Lindström stand auf; er ging ein paarmal durch den Raum hin und her. Dann trat er wieder an den Tisch, nahm eine Zigarre, zündete sie an und hüllte sich in dichte blaue Wolken.

„So. Nun will ich Ihnen mal etwas sagen, lieber Doktor. Ich habe genug von diesen Geschichten, reichlich genug! Sie vertrauen auf meine Freundschaft und mit Recht. Wir sind gute alte Bekannte und kennen uns seit Jahrzehnten. Ich verstehe auch, daß Sie aus Ihrer Lebensretter-Freundschaft heraus diesen Nichtsnutz, den Canist, mir gegenüber verteidigen. Aber ...“

Es klopfte kurz an die Tür. Conrad Canist trat ein. Er verbeugte sich gemessen, ging an den großen schwarzen Schreibtisch, nahm sich mit einem: „Sie erlauben, Herr Generaldirektor!“ einen der braunen Lederstühle und öffnete seine Aktentasche, der er einen großen Foliobogen entnahm. Dann las er, ohne viel die Stimme zu heben und zu senken, den Inhalt seines Memorandums vor:

„Bericht des Charlottenburger Polizeipräsidiums:

Der im Hause Sternwaldstraße zehn wohnende Kaufmann und Bankier Paul Ostermann kam im Jahre 1925 mit genügendem Ausweis nach Berlin. Er ist laut seinem amerikanischen Naturalisationspapier aus Böhmen nach dort zugewandert und hat das amerikanische Bürgerrecht erworben. Die Kennzeichen des Passes stimmen im allgemeinen mit seiner Person überein. Über sein Vorleben und seine Führung, seitdem er sich, der übrigens viel auf Reisen ist, in Deutschland aufhält und hier Wohnung hat, ist Nachteiliges nicht bekanntgeworden.

Der Polizei-Präsident.

Kabel-Telegramm 22. 2. Boston (U. S. A.):

Der angefragte Paul Ostermann ist hier im Herbst 1925 in der Atlantic-Bar tot aufgefunden worden. Er war vergiftet, nach Ansicht der Ärzte mit Skopolamin. Nur mit Schwierigkeit konnte die Identität festgestellt werden. Papiere ebenso wie Geld und Wertsachen waren dem Toten gestohlen.

Kabel-Telegramm 23. 2. New York:

Der im Jahre 1924 aus dem Zuchthaus Sing-Sing ausgebrochene Teddy Edwards ist nachweislich in Boston gesehen worden. Seine Spezialität besteht darin, sich mit Leuten

anzufreunden, sie zu betäuben, meistens mit Skopolamin, und dann zu berauben. T. E. steht im dringenden Verdacht, 1925 den Bankbeamten Paul Ostermann in Boston auf diese Weise ermordet zu haben. –

Hier sind die von mir übersetzten und vervollständigten Originalkabel, Herr Konsul.“

Der lange, hagere Mann mit der Hakennase und dem rotbraunen Schopf überreichte mit höflicher Geste dem Generaldirektor die amerikanischen Depeschen.

Konsul Lindström sagte kein Wort, nur sah man, wie seine Hände zitterten, als er die gelblichen Formulare empfing.

Mit eintöniger Stimme sprach Conrad Canist dann weiter:

„Ich habe zuerst den Droschkenchauffeur ermittelt, der Willi Reese in der Sonntagnacht in die Charité eingeliefert hat. Sein Name ist Hans Kühlwein, er wohnt Tiberstraße 110 in Charlottenburg. Kühlwein hat Willi Reese in der Petershofer Straße in der Nähe des alten Ostbahnhofs gefunden, wo jetzt die „Plaza“ steht. Reese ist offenbar von Gesindel ausgeraubt worden, nachdem man ihn im Auto dorthin geschafft und in seinem hilflosen Zustand sich selbst überlassen hatte. Ich habe ihn gestern früh in der Charité gesprochen. Er leidet noch immer an langen Ohnmachten, aber er war doch schon imstande, sich an folgendes zu erinnern: Er hat in der fraglichen Nacht in irgendeinem Lokal Ostermann getroffen, ist dann mit ihm in den Spielklub ‚Fernando Sanchez‘ gegangen. Dort haben sie beide gespielt und etwas, aber nur sehr wenig, getrunken. Trotzdem wurde Willi Reese von einer furchtbaren Müdigkeit ergriffen und verlor in kurzer Zeit das Bewußtsein. Er hat noch eine undeutliche Vorstellung, wie er mit Ostermann die Treppe hinabgegangen ist und auf der Straße war. An mehr kann er sich nicht erinnern.

Ich bin heute vormittag, ehe ich hierherkam, in den Klub ‚Fernando Sanchez‘ gegangen und habe von dem Geschäftsführer erfahren, daß Reese und Ostermann am Sonntagabend um zehn Uhr im Klub waren und daß danach Ostermann mit Reese, der offenbar bezechet war, etwa um halb elf fortgegangen ist.

Hier, bitte, Herr Konsul, ist die von dem Geschäftsführer Martinchen unterzeichnete Erklärung.“

Der Konsul nahm dieses Blatt, auch den Bericht über das Attentat auf den jungen Reese nahm er aus Conrad Canists Hand und starrte darauf, ohne es zu lesen. Plötzlich schüttelte es ihn; er faßte sich aber rasch wieder:

„Ich glaube nicht, daß schon einmal ein Mensch so unerhört gemein betrogen worden ist ...“

Sodann reichte er seinem Angestellten die Hand und sagte voll Trauer:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Canist. Ich habe Ihnen schweres Unrecht getan ... nein, lesen Sie nicht mehr! Wir wollen überhaupt nicht mehr darüber reden. Meine einzige Hoffnung ist, daß dieser Mörder gefaßt und unschädlich gemacht wird ...“ Der Konsul atmete tief: „Man muß sofort die Kriminalpolizei benachrichtigen ...“

In diesem Augenblick hörte man nebenan im Vorzimmer einen dumpfen, polternden Fall. Die Herren sprangen alle zugleich auf. Der Konsul war zuerst an der Tür, und als er sie öffnete, lag Gertrud Reese in tiefer Ohnmacht am Boden.

„Sie hat gehorcht und hat das von Ostermann gehört“, sagte Dr. Hempelmeier, „das muß ein entsetzlicher Schlag gewesen sein für das arme Mädchen.“

Man hob Gertrud auf, trug sie zum Diwan in des Konsuls Büro, wo sie sich langsam erholte.

„Wir werden sie nicht allein lassen dürfen“, meinte Herr Lindström. „Wüßte ich nur irgend jemanden, den wir ihr mitgeben könnten und der auf sie aufpaßt.“

„Dürfte ich vielleicht meine Frau telefonisch benachrichtigen, Herr Konsul?“

„Ja, Sie sollen ja eine so nette Frau haben, lieber Canist. Gewiß, das wäre das allerbeste. Rufen Sie sie doch gleich an, sie möchte sich, bitte, in ein Auto setzen und hierherkommen.“

Gertrud Reese schlug jetzt die Augen auf, aber als sähe sie sich von lauter grauenerregenden Gestalten umgeben, preßte sie, ihre Fäuste ballend, die Lider wieder zusammen und weinte laut.

„Nein, nein“, wimmerte sie, „so kann ich nicht mehr leben! ... Ein Mörder ... Ein Mörder ...“

Canist und Hempelmeier gingen leise aus dem Büro.

Der Konsul blieb allein mit dem Mädchen, das er, als habe er sein eigenes verlorenes Kind in den Armen, wie ein Vater tröstete.

Eng an die Felsenküste geschmiegt, sah die Villa „Beau Rivage“ aus blühenden Mandelbäumen, Palmen und Kletterrosen über das blaue Meer, das unter der blendenden Februar-Sonne sein Gold und Silber mit dem Azur des Himmels mischte.

Das blonde Mädchen, das auf der Veranda den Kopf unter dem Verdeck des Liegestuhls barg, blickte aus halbgeöffneten Augen über die diamantene Fläche, aus der scharf und spitz die Nadeln und Schroffen dieser Felsenküste herausstachen. Sie blickte auf, als jetzt mit knatterndem Geräusch ein französischer Militärflieger eine Strecke dicht über der blauen Grenzflut hin flog, um sich dann in die Lüfte zu erheben und bald in dem strahlenden Äther zu verschwinden.

Marion und ihr Begleiter hatten das ganze Stockwerk der Villa gemietet, zu dem die große Veranda gehörte, auf deren niederer Steinbalustrade im hellen Strandanzug der Mann saß, die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet.

„Wir müssen fort von hier, Marion ... heute noch müssen wir fort! Ich denke nicht daran, mir deine Verwandten hier über den Hals kommen zu lassen.“

Er erhob sich, ging über die Steinplatten des großen Balkons bis dicht an den Liegestuhl heran.

Da nahm er mit der Hand die Fransen der Verdeck-Gardine hoch und blickte aus grauen, unsteten Augen, den Kopf ein wenig beugend, in des Mädchens Antlitz:

„Denkst du, ich sehe nicht, was du mir für ein Theater vorspielst? Wie du mir mit Gewalt einreden möchtest, du seist krank ...? Ha, ich sehe deine Gedanken so deutlich, sie stehen dir ja förmlich auf der Stirn geschrieben! ... Du meinst, du wirst mich so lange aufhalten, bis der Herr Doktor Splitterricht da unten die Gartenpforte aufmacht, oder bis dein teurer Bräutigam dich abholt ... Glaube das nicht, mein Schatz! Du kommst mit mir oder ...“

Er streckte die Hand nach ihr aus, sie aber beugte sich ruhig nach der andern Seite:

„Fassen Sie mich nicht an!“

Er versuchte nicht weiter, sie zu berühren, ging vielmehr mit raschem Schritt in eins der Zimmer hinein, dessen Doppeltür zur Veranda weit geöffnet war.

Drinnen nahm er einen Schlüssel am Band aus der Westentasche und schloß den gelben Lederkoffer auf.

In ganzen Paketen lagen darin die Tausend- und Hundertmarkscheine, Fünfziger, Zwanziger und Zehner wie die Bank sie für ihre Kunden hereingenommen hatte.

Dann nahm er aus der anderen Kofferseite ein Etui, knipste es auf und wählte eins aus vielen Fläschchen. Das öffnete er, roch daran und schloß es wieder. Ging hinüber zur Anrichte, goß aus einer bauchigen Flasche Burgunder ins Glas und träufelte vorsichtig einige Tropfen aus dem Fläschchen hinein. Tückisch lächelnd trat er aus dem Zimmer wieder auf den Balkon.

Es leuchtete im Kelchglas wie dunkles Blut. Er bot Marion das Glas. Sie stieß mit rascher, verächtlicher Gebärde seine Hand von sich, so daß er den Wein verschüttete, und sprach mit überlegenem Lächeln:

„Das haben Sie einmal fertigbekommen ... damals in Daxlau! ... Sie können mich ermorden, jawohl! Und das würde mich nicht mal wundern von Ihnen. Aber betäuben laß' ich mich nicht

wieder, das sollten Sie nun schon gemerkt haben! ... Ich kann Ihnen nur den einen guten Rat geben, setzen Sie sich in Ihr Auto und machen Sie, daß Sie fortkommen! ... Aber so schnell, wie Sie können!“

„Nicht ohne dich, Marion! Ich kann ohne dich nicht mehr leben! Und du willst es ja auch nicht! Warum gehst du denn nicht fort von mir? ... Ich halte dich doch nicht! ... Du schämst dich vor deinem Bräutigam? Aber du liebst ihn ja gar nicht! ... Mich liebst du! Mich! Meinen eisernen Willen, meine stählerne Kraft und meine unbeugsame Härte! Ja, du kannst deinen Kopf noch so viel schütteln, kannst mich beschimpfen und verwünschen, so viel du willst – lieben tust du doch nur mich! ... Geliebt hast du mich von der ersten Stunde an, damals auf unserer Autotour ...“

Marion verbarg mühsam ihr Erschrecken. Er hatte ja recht, sie konnte gehen, jeden Augenblick! Weswegen war sie denn noch bei ihm? Bei ihm, den sie längst als einen schlimmen Menschen, als einen Verbrecher erkannt hatte!? ... War es nur der quälende Wunsch, zu erfahren, was wirklich mit ihr in jener Stunde der Betäubung an dem heißen Sommertag in Daxlau geschehen war? ... Oder war der Grund, aus dem sie bei ihm blieb, in der Tat jenes geheimnisvolle Machtgefühl über den Gefährlichen, der vor ihr um die kleinste Gunst bettelnd niederkniete?

Sie wußte nichts von Paul Ostermanns Taten. Wußte nicht, daß der Prokurist ihres Vaters in Wirklichkeit ein Bankräuber war, ein Thug, wie die Inder ihre Gewohnheitsmörder nennen. Aber wenn sie es gewußt hätte, sie würde kaum viel mehr Furcht gehabt haben vor ihm, der sie jetzt wieder bestürmte und anflehte:

„Komm mit mir, Marion! Ich habe die Mittel, dein Leben zu einem Dasein in Gold und Schönheit zu machen! Nie ist eine Frau so wie du geliebt worden! Ich will dein Sklave sein, dein letzter Diener! Nichts will ich fordern! Nichts, was du mir nicht aus freien Stücken gewährst! Ach, Marion, du kannst einen Engel aus mir machen ... und einen Teufel!“

Er kniete vor ihr auf dem kühlen Stein.

Und sie, grausam wie alle Frauen, wo sie nicht lieben, sah aus unergründlichen Augen herab auf ihn.

Sie sah hin über das strahlende Meer und dachte an das Telegramm, das sie vorgestern heimlich durch den bestochenen Wirtsjungen hatte zur Post geben lassen.

Schließlich erhob sich der Mann. Er zündete eine Zigarette an und setzte sich in den Schatten der hohen Pinie, die unten am Straßenrand wurzelte und über dem flachen Dach ihren Wipfel ins Blaue hob.

Während er scheinbar in dem Bande las, den er aus der Tasche seines hellen Flanelljacketts gezogen hatte, betrachtete er doch aufmerksam die unten in der Tiefe fahrenden Autos, den unablässig dahinströmenden Verkehr auf der Corniche, der berühmten, in den Fels gehauenen Autostraße. Dann glitt sein rastloses Auge über die Straße fort zu dem schimmernden Mittelmeer hin.

„Das ist wie das Glück und der Friede selber“, murmelte er. „Ich wollte, ich könnte los von ihr ... weit weg ...“

Doch im selben Augenblick blickte er argwöhnisch auf das blonde Mädchen, ob sie etwa seine Worte gehört hätte.

Unten im Garten, der sich an einem Serpentinweg aufwärts hob, stand Monsieur Blat, ein

Nordfranzose, dessen weißes Haar in seltsamem Gegensatz zu der großen, kräftigen Gestalt und der blühenden Gesichtsfarbe stand. Er hatte eine Kochschürze um und säuberte mit der Harke den Kiesplatz vor der unteren Veranda.

Er winkte mit der Hand zu dem Mann auf dem Steinbalkon hin, dann unterhielten sie sich französisch in einem Patois, das kein Pariser verstanden hätte. Man sah ohne weiteres, daß die beiden Männer nicht erst seit den wenigen Tagen miteinander bekannt waren, die der Gast hier wohnte.

Weiter hinauf an der Straße, die Tag und Nacht niemals ruhig und unbefahren ist, saßen am Abhang hinter einer riesigen Aloe drei Italiener, wie sie das Var – so heißt das felsige und unfruchtbare Arrondissement Frankreichs an jener strahlenden Küste – in reicher Zahl beherbergt. Sie sahen aus wie Straßenarbeiter oder Fruchthändler, die heute nicht arbeiteten. Sie trugen über ihren zerschlissenen Samtjacketen den Schnappsack mit weißem Brot, Thunfisch, frischem Porree und der unvermeidlichen Bottiglia voll rotem Landwein. Eben packte der eine noch ein Stück Salami aus, in das er herzhaft hineinbiß, während die beiden anderen schon ihre „Nasenwärmer“, frisch gestopft mit dem süßlich duftenden Tabak, in Brand setzten.

Niemand hätte geglaubt, daß der eine von den drei Männern, die ihre Köpfe mit breitkrepfigen italienischen Filzhüten vor der Sonne schützten, der Privatdetektiv Doktor Splittericht aus Berlin war.

Seine Gefährten standen als Agenten in den Listen des Sicherheitsdienstes von Nizza verzeichnet.

„Ich habe immerhin drei Tage gebraucht, um den Burschen wieder festzukriegen. Ohne Ihren Herrn Präfekten, Monsieur Bilhas, hätte es wohl noch länger gedauert.“

„Wie sind Sie denn auf Nizza verfallen, Monsieur Docteur?“ fragte Herr Latour, der andere Agent.

„Sehr einfach. Mein Auftraggeber, Herr Konsul Lindström, gehört zu den ganz großen deutschen Bankiers ... nun, Sie wissen, meine Herren, die Macht des Geldes ist überall gleich groß. Übrigens kann sich auch heute niemand mehr auf die Dauer verbergen, wenigstens nicht in Europa. Der Konsul hatte die allerbesten Beziehungen zu einem von den Direktoren der Bank von Frankreich. Und als ich den Herrn Polizeipräfekten von Paris aufsuchte, da ...“

Die beiden Franzosen lächelten erwartungsvoll:

„Da –?“

„Da fanden Ihre Pariser Kollegen zusammen mit mir heraus, daß Monsieur Ostermann, als er im Jahre 1925 die Neue Welt verlassen hatte, zuerst in Frankreich gelandet war. Er hat da einen Freund wiedergefunden. Das ist Herr Blat, den wir jetzt besuchen wollen. Herr Blat war Koch, aber auch schon Versicherungsagent, Buchmacher auf der Rennbahn, ein wenig Heiratsschwindler, waghalsiger Spieler und Lebemann großen Stils, wenn er Geld hatte. Daß er ein Dutzend Vorstrafen oder mehr hat, hindert ihn nicht, das Leben von der lustigen Seite zu betrachten. Er ist immer bon camarade. Wie die beiden zusammengekommen sind, der alte Spielhöllenbesitzer, denn das ist Blat in Amerika lange gewesen, und unser Freund, wer weiß! Zweifellos haben sie sich drüben kennengelernt und Gott weiß welche Gaunereien miteinander ausgefressen. Und nun gibt es, wie Sie, meine Herren Kollegen, wissen werden, einen Fehler, den kein Verbrecher, welcher Art er auch sein mag, vermeidet. Und den er auch gar nicht vermeiden kann, weil dieser Fehler dem tiefsten Trieb der menschlichen Natur entspricht und

weil er vielleicht das einzig Menschliche ist, was solchem Erzbösewicht wie dem sogenannten Paul Ostermann bleibt. Ich meine die Anhänglichkeit des Kriminellen an seine Freunde und Verwandten ... Natürlich, Ostermann blieb ja gar nichts anderes übrig, als sich nach Frankreich zu wenden. Französisch ist die einzige Sprache, die er gut beherrscht. Denn trotz seines Aufenthaltes in Amerika spricht er ein miserables Englisch. Wir wissen ja Gott sei Dank gut Bescheid über viele Dinge, die ihn betreffen. Er war – und das ist vielleicht am allerschwersten zu begreifen! – fast vier Jahre im ‚Bankhaus Lindström‘. Wie ich seine Spur in Koblenz verloren habe, da war mir zwar nicht einen Augenblick bange, ob ich sie wiederfinden würde. Aber ich sagte mir sofort: Jetzt mußst du zurückgreifen in sein Vorleben, so weit es irgend geht. Und da habe ich erfahren, daß die erste Station, die dieser Halunke in Europa gemacht hat, Paris war. Nun kannte man in Paris die beiden Freunde recht gut. Ostermann – wie er wirklich heißt, weiß kein Mensch! – hat man gewiß ohne Bedauern über die Grenze nach Deutschland gehen sehen. Monsieur Blat nährt sich als Weinwirt und Hotelier in Frankreich. Es war gar nicht so schwer, diese Verbindung festzustellen. Ich habe, wie gesagt, nur drei Tage dazu gebraucht. Und ich spreche Ihnen, meine Herren, und Ihrer Behörde meinen herzlichsten Dank aus für Ihre vorzügliche Hilfeleistung. Ich glaube Ihnen versichern zu dürfen, daß mein Auftraggeber, Herr Konsul Lindström, diesen Dank auch klingend bestätigen wird.“

Die beiden Franzosen bemühten sich, ernst und würdevoll diese Anerkennung entgegenzunehmen, aber es zuckte und wetterleuchtete unter den schwarzen Schnurrbärten und in den dunklen Augen, als Splitterricht die „klingende Bestätigung“ erwähnte.

„Ich denke“, der Detektiv erhob sich, „ich denke, es ist jetzt Zeit, wir können unseren Besuch dort unten machen.“

Und die drei schlenderten plaudernd, ohne Hast, nur mit den Augen vorausseilend und jede Gestalt, jedes Gesicht musternd, in der leuchtenden Sonne unter den breiten Fächerpalmen dahin, die die Steinstraße dort säumen.

Als sie an die eiserne Gitterpforte der Villa „Beau Rivage“ kamen und die altertümliche Glocke, die vielleicht früher einmal in einer Kirche gehangen hatte, läuteten, ging der Mann im hellen Anzug, der bis jetzt mit Monsieur Blat auf dem kiesbestreuten Rondell vor der unteren Veranda geplaudert hatte, um das Haus herum, die Treppe hinauf in die Zimmer der oberen Etage. Vielleicht liebte er es nicht, anderen Gästen zu begegnen, ebensowenig wie er die Besuche des Herrn Blat als die seinen betrachtete.

Die drei mit den breiten schwarzen Filzhüten stellten sich scheinbar ganz absichtslos um den Wirt dieser Hotelpension herum und sagten ihm lachend einige Worte, worauf er, immer in ihrer Mitte, ebenfalls um das Gebäude und mit ihnen in das Haus hineinging. Sie dirigierten ihn dort, ohne daß es ihm möglich war, die Melodie, die er schon begonnen hatte, zu Ende zu pfeifen, in ein Zimmer, das rechts vom Flur lag und dessen Fenster Herr Latour mit größter Eile schloß. Der Agent hatte dabei seine Repetierpistole aus der Tasche gezogen und bedeutete nun Monsieur le patron, daß er kein Wort mehr sagen und keine Bewegung machen sollte, wenn ihm seine heilen Knochen lieb wären.

Splitterricht und der Agent Bilhas stiegen die Treppe hinauf, langsam und ohne Eile. Sie waren vielleicht ein wenig zu sicher. Aber wie die Dinge hier lagen, durften sie es sein.

Splitterricht blieb links vom Eingang zu dem Balkonzimmer an die Wand gedrückt stehen, Bilhas klopfte.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis Schritte sich der Tür näherten und eine Männerstimme fragte:

„Wer ist da?“

„Der Briefträger.“

Die Tür ging auf, und wie ein schwarzer Panther sprang der Agent Bilhas durch den Spalt auf den Mann im hellen Anzug – und griff, von der wieder zugeschlagenen Tür schmerzhaft getroffen, in die leere Luft.

Marion Lindström lag noch immer wie träumend in ihrem Liegestuhl. Ihr Kopf quälte sich ruhelos mit dem Gedanken an diesen Menschen, den sie verabscheute und der sie doch an einem unsichtbaren Bande festhielt.

Da raste etwas an ihr vorbei! Wie der Sturm, wie ein Unwetter, wie das Unheil selber. Sie sah nichts, sie hörte kaum das knallende Geräusch der Füße auf den Steinplatten.

Dann sprang der Mensch in wildem Satz auf die Balustrade und schwang sich von da mit einem gewaltigen Sprung hinüber in den Wipfel der Pinie ... faßte den Stamm ... hielt sich mit Armen und Beinen klammernd fest und rutschte, den hellen Anzug zerreißen, an dem dunklen rissigen Holz hinab.

Die drei „Italiener“ wußten wohl selbst kaum, wie sie aus dem Hause hinaus über den Gartenhang mit seinen Rosenbüschen und Blumen auf die Straße hinabgekommen waren.

Splitterricht war zuerst über die Straße auf die Felsen gelangt, die in das blaue Meer abfielen. Aber weit vor ihm teilte der Schwimmer im weißen Anzug, der um sein Leben rang, die silbersprühenden Wellen.

Da draußen, hundert Meter vom Strande, lag eines jener Wasserflugzeuge, mit denen die französischen Offiziere an diesen stillen Gestaden sich für den Krieg üben. Kein Zweifel, der Verbrecher wollte darauf zu!

Wo war das Boot, das die Verfolger hätte aufnehmen können?

Herr Bilhas schoß zuerst mit seiner Dienstpistole auf den Schwimmer. Herr Latour folgte seinem Beispiel. Nur Splitterricht ließ die Waffe an ihrem Ort.

Jetzt erreichte der Giftmörder das Flugzeug. Er saß im Führersitz. Sichtlich vertraut mit den Funktionen des Fliegers, ließ er den Motor anlaufen, rauschte fünfzig Meter weit dicht über dem blauen Glast dahin und erhob sich triumphierend in den Himmel.

Aber die krachenden Salven aus den französischen Revolvern, die wirkungslos in die Flut schlugen, hatten die Fliegeroffiziere nicht nur des einen, sondern auch des zweiten, etwas weiter vor Anker liegenden Wasserflugzeugs alarmiert.

Man sah auf einmal vier schlanke junge Leute in ihrer hellen Seemannsuniform wie die Hirsche an der Uferböschung des Meeres entlang preschen. Schon waren zwei davon im Boot, erreichten das dagebliebene Flugzeug. Der eine saß am Steuer, der andere an seinem Maschinengewehr.

Und dann stieg der Raubvogel beutehungrig in die Lüfte.

Splitterricht sah vom Ufer aus durch sein Fernglas das Flugzeug des Mörders kleiner und kleiner werden. Jetzt kam die zweite Maschine mit den französischen Offizieren in das Blickfeld des Detektivs. Der Motor mußte mit der höchsten Tourenzahl arbeiten, mit so rasender Schnelligkeit schoß der Apparat vorwärts. Und nun klang es wie fernes Klappern einer hölzernen

Mühle. Unablässig, ohne auszusetzen, arbeitete dort oben, dem Himmel nahe, das Maschinengewehr.

Da wurde es auch dem immer gleichmütigen Doktor Splittericht warm unter dem Brustlatz. Er sah das nur noch wie ein Insekt im Blauen schwebende erste Flugzeug wieder größer werden. Es schwenkte zurück, kein Zweifel, der Flieger wollte das Land gewinnen, um hinter den Bergen und Wäldern des Vars zu landen, wo der Weg zur Flucht sich öffnete.

Das Maschinengewehr im zweiten Flugzeug, unablässig Geschosse aus seinem dünnen Rohr speiend, tat seine Pflicht.

Das Flugzeug des Verbrechers schwankte und rollte, es sank urplötzlich hunderte Meter tief. Aber der Insasse mußte noch über die Kraft seiner Arme verfügen. Er fing die Maschine wieder, und sie stieg noch einmal aufwärts.

Sie stieg, als wollte sie den Verfolger überhöhen. Als sie sich scheinbar auf gleicher Linie befanden, machte der Verfolgte ein Salto, so daß man anfangs glauben konnte, er wolle einen Looping fliegen. Aber mitten in der Drehung, immer begleitet von dem Tak-tak-tak-tak-tak- des Maschinengewehrs, riß den Flüchtling die Faust des Schicksals hinab. Das Flugzeug überschlug sich und flatterte wie ein todwunder Vogel, mit jeder Sekunde schneller stürzend, hinab ins Meer.

In großem Siegesbogen rundete der Verfolger noch einmal über den Himmel, um dann hinab auf das blaue Meer zu fliegen.

Viele Menschen standen bei den drei imitierten Italienern. Auch die Damen aus der Villa, aus der die französischen Offiziere gekommen waren, reizende Frauen in duftigen Toiletten mit schönen, zart gemalten Gesichtern, erregten sich an dem seltsamen Schaustück.

„Ein Mörder! ... Ein Bankräuber! ...“ ging es in die Runde. Und dann:

„Ah, die Herren vom Sicherheitsdienst! ... Der Detektiv aus Berlin!“

Niemand schrie. Kein häßliches Wort fiel. Alle, arm und reich, betrogen sich vor dieser erschütternden Szene wie Menschen.

Der Abend dieses Tages sah drei Glückliche. Konsul Lindström und Stefan von Wieland waren auf das Telegramm hin im Flugzeug nach Nizza gekommen und fanden da in der Gesellschaft des Detektivs Marion, die, wie das Kind am Abgrund, nun erst erfuhr, mit wem sie diese schaurige Fahrt an das Ligurische Meer gemacht hatte ...

Aber sie erschrak nicht. In ihren leuchtenden Augen und über dem klaren Gesicht lag wieder das kaum zu deutende Lächeln, das sie einer dunklen und rätselvollen Seele nachsandte, die sich ins Nichts geflüchtet hatte.

* * *